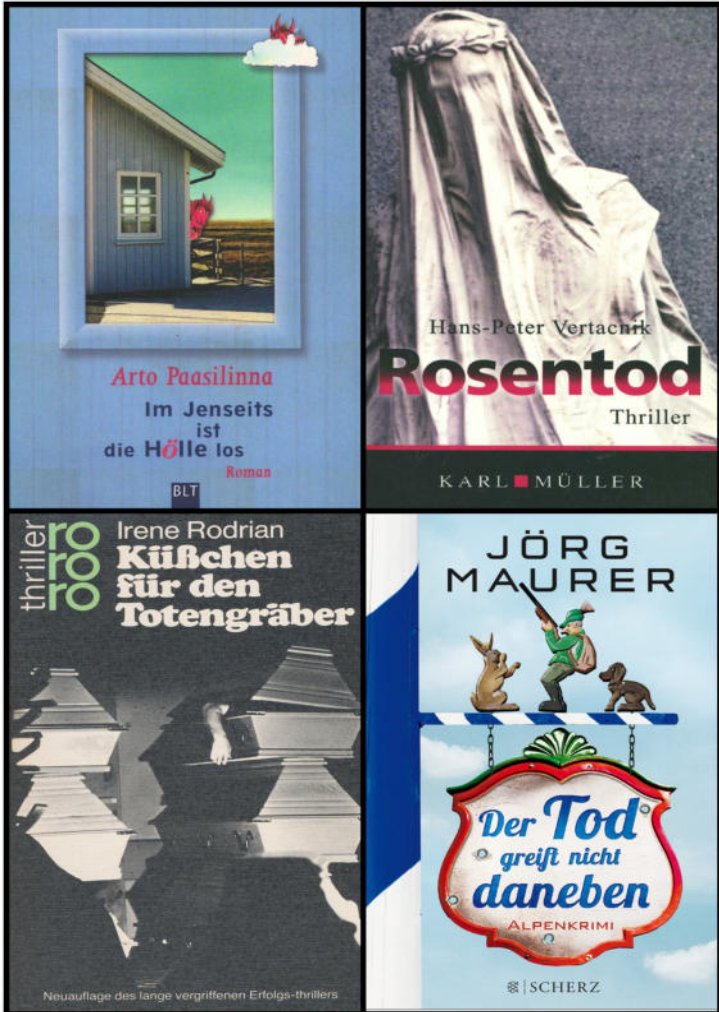


edfc



Fantasia | 126e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1126e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-03

# AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

---

**Franz Schröpf**

**Fantasia 1126e – Magazin für Phantastik**



**edfc**



**Karla Weigand [geb. Karla Wolff, 1944–]**

***Die böse Frau. Fantastische***

***Kurzgeschichten***

**p.machinery AndroSF 202**

**(PB 182 S./€ 18,90)**

**Winnert 2024**

**Illustriert von Rainer Schorm**

**Genre: Phantastik**

Die Spannung unter den Delta-X8N37-Bewohnern ist riesig. Bald würde ihr Raumschiff landen mit der ersehnten Fracht vom Planeten Terra aus der Nachbargalaxie ...

Die kostspielige Aktion war ausführlich diskutiert und von Chief Hector organisiert worden. Scheiterte sie, konnte man sie kaum wiederholen. Vorausgegangen waren Beobachtungen, wie die Terraner Arbeit, Freizeit und *last, but not least* ihre Fortpflanzung managten.

Was sie schließlich an Erkenntnissen gewinnen konnten, hatte bei den Bewohnern von Delta-X8N37 erst Erstaunen, dann Bewunderung und zuletzt blanken Neid erregt, denn sie selbst als reine Männergesellschaft erzeugten ihre

Nachkommenschaft durch Klonen. Das Ganze lief rein medizinisch-technisch ab, ohne Emotionen und mit null Vergnügen.

Umso frustrierter waren sie, als sie erkannten, dass man ihnen auf Terra zwar auf technologischer Ebene gewaltig hinterherhinkte, aber sichtlich großen Spaß bei der Vermehrung der eigenen Spezies empfand. Den wollten die Deltianer nun ebenfalls. (S. 15, „Frauen vom Planeten Terra“)

Auf Delta-X8N37 leben ausschließlich Männer, die sich durch Parthogenese fortzupflanzen pflegen. Bei einem zufälligen Kontakt mit der Erde beginnt man jedoch zu begreifen, dass man sich nicht nur auf einen genetisch sehr schmalen Bereich beschränkt, sondern sich auch eine Reihe ausgesuchter Vergnügungen entgehen lässt. Also schickt man eine Expedition zur Erde, um dort seltene Metalle gegen Frauen zu tauschen. Die Crew kehrt freudestrahlend zurück, aber bald ist die Enttäuschung groß, denn man hat sich von den Erdlingen ganz gewaltig über den Tisch ziehen lassen.

Die in *Die böse Frau* gesammelten Kurzgeschichten erschienen zuvor größtenteils in der Reihe *Phantastische Miniaturen* aus dem Verlag Phantastische Bibliothek Wetzlar, herausgegeben von Thomas Le Blanc. Diese „Miniaturen“ umfassen in der Regeln nur zwei bis drei Druckseiten und werden von Le Blanc als „Kürzestgeschichten“ bezeichnet.

Die Science-Fiction-Kurzgeschichte und ihr phantastisches Pendant leben von einer raffinierten und überraschenden Schlusspointe. Allerdings lassen sich Autoren, die nach Textmenge bezahlt werden, gern dazu verleiten, die vorbereitende Erzählung länger zu gestalten als nötig. Die Folge ist, dass sich beim Leser während der Lektüre eine immer größere Erwartungshaltung aufbaut, die schließlich von der Pointe notgedrungen enttäuscht wird.

Anders bei einer Kürzest-Kurzgeschichte: Hier steuert die Handlung derart schnell auf den Schluss zu, dass die Pointe trocken und effektiv abgeliefert wird. Insofern stellt diese Literaturform eine große Bereicherung für die Science Fiction und Phantastik dar.

In ihren sechsfünfzig Kurzgeschichten deckt Karla Weigand das gesamte Spektrum der Phantastik ab: Science Fiction und Fantasy, Märchen und klassische Phantastik, Horror und Grusel, und was es noch an Spielarten geben mag. Und weil die Texte so kurz sind, liest man nach der ersten Geschichte noch schnell die zweite, und die dritte, und die vierte – ein Aufhören ist angesichts der großen Vielfalt sehr schwierig.

Die zahlreichen stimmungsvollen Farbbilder runden den Band ab. Zwar wird im Impressum Rainer Schorm nur als Schöpfer des Titelbildes ausgewiesen, aber man darf wohl davon ausgehen, dass auch die restlichen Arbeiten von ihm stammen.



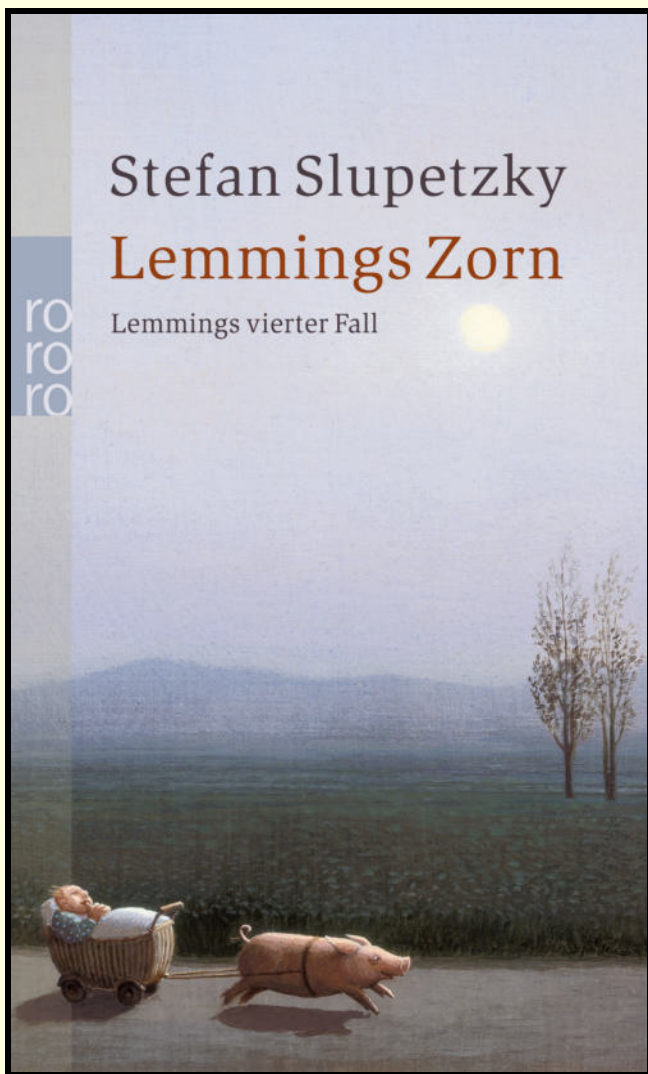


Stefan Slupetzky

# Lemmings Zorn

Lemmings vierter Fall

ro  
ro  
ro



**Stefan Slupetzky [1962–]**

***Lemming 4: Lemmings Zorn***

**rororo 24 889 (TB 304 S./€ 8,95)**

**Reinbeck bei Hamburg 2009**

**Genre: Krimi**

Geboren werden ist wie in Rente gehen. Man leert den Schreibtisch und räumt das Büro. Man händigt dem Portier die Schlüssel aus, verlässt zum letzten Mal die Firma und bricht in eine ungewisse Zukunft auf. Es wird schwierig sein, sich in sein neues Leben hineinzufinden. Mit jedem Schritt aber, den man tiefer in dieses neue Leben macht, vergisst man das alte: Noch ehe man gelernt hat, aus einer Schnabeltasche zu trinken, ist alles Vergangene ausgelöscht.

Geboren werden heißt, den Sinn für die Einheit der Welt zu verlieren. Um jede Erinnerung an ein Vorher zu tilgen, hat die Natur eine Schleuse eingerichtet, in der man neun Monate lang verharren muss, ehe man in die materielle Welt entlassen wird. Diese Wartezeit verstreicht nicht ungenutzt, sie dient

der Auslöschung unserer kosmischen Software. Im Umerziehungslager Mutterbauch werden die Festplatten neu bespielt; hier lernt man alles, was man braucht, um sich als stoffliches Einzelwesen gegen andere zu behaupten. Die Sinne spalten sich auf und werden von innen nach außen gestülpt: die Augen, um zu sehen, was man besitzen will, die Ohren, um zu hören, wer es einem streitig macht. Die Nase zum Aufspüren des Feindes, die Hände zum Töten, der Mund zum Zerfleischen. (S. 7)

Leopold Wallisch, genannt Lemming, Wiener Polizist im zeitweiligen Ruhestand, hat allen Grund, sich über Geborenwerden den Kopf zu zerbrechen, denn seine Freudin Klara Breitner ist hochschwanger. Mitten auf der Straße beginnen die Wehen; unglückliche Umstände – es ist gerade der 1. Mai – verhindern das Rufen eines Taxis; man flüchtet sich in ein Kloster; dort kommt ein Junge zur Welt, wobei eine freundliche Passantin namens Angela Lehner assistiert.

Später machen sich die Eltern einen Spaß daraus, sich kuriose Namen für ihr Kind auszudenken.

„[...] Jetzt lass einmal hören: Was hältst du von Paul?“

„Paul Breitner! Soll er 'leicht Fußballer werden? Ausgerechnet in Österreich? Da wäre ja ... Thorward noch besser.“

„Auch nicht schlecht. Oder Siegesthor.“

„Stürmertrutz.“

„Stoßefrey“

„Flankebald.“

„Flankebald Wallisch... Das hat Rhythmus, das gefällt mir.“ Klara und der Lemming brechen unisono in Gelächter aus Ein Gelächter, das bislang noch jede ihrer Namensdiskussionen vorzeitig beendet hat. (S. 24)

Angela, mit der man immer noch Kontakt hat, schlägt Benjamin vor, was auch angenommen wird.

Ein Dreivierteljahr später ist Weihnachten. Angela passt auf Benjamin auf; Lemming will ihn abholen; aber Angela öffnet

nicht, und die Tür ist versperrt; Lemming blickt durchs Fenster.

Angela rührt sich nicht.

Wahrscheinlich würde er noch lange so im sanften Schneefall stehen: zögerlich, verdrossen und durchgefroren. Aber dann geschieht etwas, das seiner Unentschlossenheit ein jähes Ende setzt: Ben lässt gelangweilt die Puppe fallen und wendet den Kopf in Angelas Richtung. Zwei, drei Versuche nur: Schon dreht sich der Kleine mit Schwung auf den Bauch. Er stützt sich auf den Armen ab, winkelt die Beine an und krabbelt los. Ungelenk erklimmt er – Stück für Stück – Angelas reglosen Leib. Durch Zufall bekommt er jetzt eine Haarsträhne zu fassen; er zieht sich daran hoch, verliert beinahe das Gleichgewicht und schlägt mit einer Hand auf Angelas Stirn, während sich die andere in ihrem linken Augenlid verkrallt.

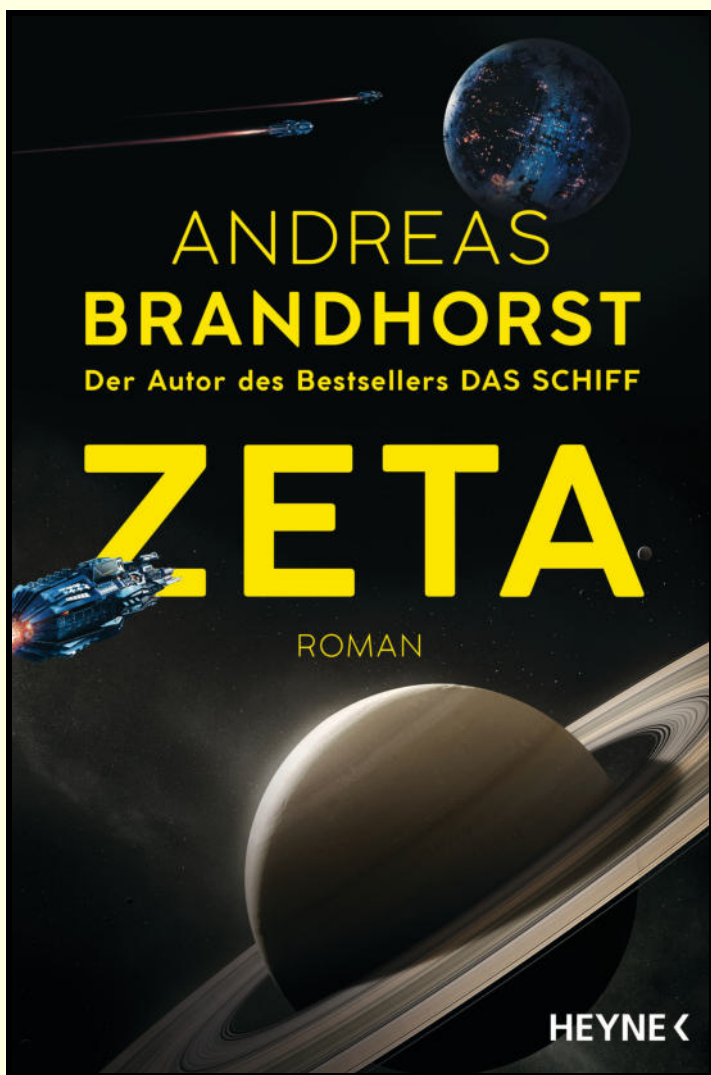
Angela rührt sich nicht.

Nur ihre Lippen klaffen mit einem Mal auseinander – geöffnet wohl durch den Druck des kindlichen Gewichts. Ein

dunkelbraunes Rinnsal sprudelt aus dem Mund des toten Engels und versickert lautlos in den Kissen. (S. 49f)

Von Inspektor Polivka erfährt Lemming, dass Angela schon einen Selbstmordversuch hinter sich hat, und zwar im Gefängnis, wo sie wegen Kindstötung einsaß. Um das Maß voll zu machen, hieß ihr Sohn ebenfalls Benjamin. Für die Polizei ist die Sache eindeutig: Angela hat sich vergiftet. Doch Lemming zweifelt das an: Seiner Meinung nach wurde Angela ermordet. Eine alte Zeitung, die er unter Angelas Bett findet, bringt ihn auf eine erste Spur.

*Lemmings Zorn* ist ein launiger Krimi, halb humorvoll und halb bitter. Er zeichnet sich durch einen eindringlichen Stil aus; allerdings scheint der Autor sein Können zu überschätzen und infolgedessen seine Einfälle zu überdehnen.





## **Andreas Brandhorst [1956–]**

**Zeta**

**Heyne 32 291 (PB 606 S./€ 18,00)**

**München 2024**

**Genre: Science Fiction**

Die Menschheit hat die Großen Wirren des einundzwanzigsten Jahrhunderts überstanden und das Jahr 2150 erreicht. Nach dem Jahrhundert der Unvernunft blühen „neue Rationalität“ und Wissenschaft. Durch Fusions- und Konversionsenergie wurden die Klimakrise überwunden und das Sonnensystem erschlossen. Für die Menschen auf der Erde hat ein goldenes Zeitalter begonnen. Die weitgehende industrielle Automation produziert alle lebensnotwendigen Güter und auch genug synthetische Nahrung für den ganzen Planeten, ohne die Umwelt zu belasten. Arbeit findet weitgehend auf freiwilliger Basis statt und dient vor allem dem Erwerb von Meriten, von Bonuspunkten für die Benutzung öffentlicher Ressourcen. Aus der UNO ist das „Gremium“ geworden, eine globale administrative Instanz. Un-

terstützt wird das Gremium von den „QIs“, den Quantenintelligenzen, die über das Wohl der Erde und ihrer Bewohner wachen. Sie helfen bei der Entwicklung der „Enhuss“ (enhanced humans), gentechnisch veränderter und optimierter Menschen, die physisch und psychisch leistungsfähiger sind als der ursprüngliche Homo sapiens und nach und nach zu einer eigenen Spezies heranwachsen. (S. 9)

Im Jahr 2150 ist ein goldenes Zeitalter erreicht: Energie gibt es im Überfluss; das Klima ist gezähmt; die Umwelt ist gerettet; das Sonnensystem ist besiedelt. Es gibt zwar Differenzen zwischen Erde, Mars und den äußeren Planeten, aber diese halten sich zum Glück noch in Grenzen.

In dieser schönen neuen Welt rüstet die Erde zu einer Expedition zum nächstgelegenen Sonnensystem Alpha Centauri, um zu erforschen, ob es auch dort bewohnbare Welten gibt.

Auf einer Mondumlaufbahn wird das Sternenschiff „Excelsior“ zusammengebaut und steht kurz vor der Fertigstellung, als

der Gesandte des Gremiums, Elroy Emmon Skarabi, die Kommandantin des Raumschiffs, Nightingale Lo, aufsucht und ihr mitteilt, dass aus der Reise zu den Sternen nichts wird. Es war nie beabsichtigt, Alpha Centauri zu besiedeln; vielmehr sollte die Excelsior dort die Quelle eines geheimnisvollen, offenbar von intelligenten Wesen ausgehenden Signals erforschen. Das hat sich jetzt jedoch erübrigt, denn das Signal kommt nicht mehr von Alpha Centauri, sondern vom Rand des eigenen Sonnensystems.

Der Knoten in Nightingales Gedanken verschwand nicht, er lockerte sich nur ein wenig. Sie atmete tief durch. „Mit wem oder was haben wir es zu tun?“

„Das sollen Sie herausfinden“, entgegnete Skarabi. „Es wird Ihre neue Aufgabe, Ihre neue Mission. Minus zehn, Expeditionsdirektorin Loi. Die Excelsior startet in zehn Tagen.“

„Ausgeschlossen! Das Schiff...“

„Wir rüsten es mit allem Notwendigen aus“, unterbrach sie der Ehrenwerte vom Gremium. „Die Excelsior wird

raumtüchtig sein. Sie brechen in zehn Tagen auf.“

„Warum so hastig?“, fragte Nightingale und ahnte die Antwort.

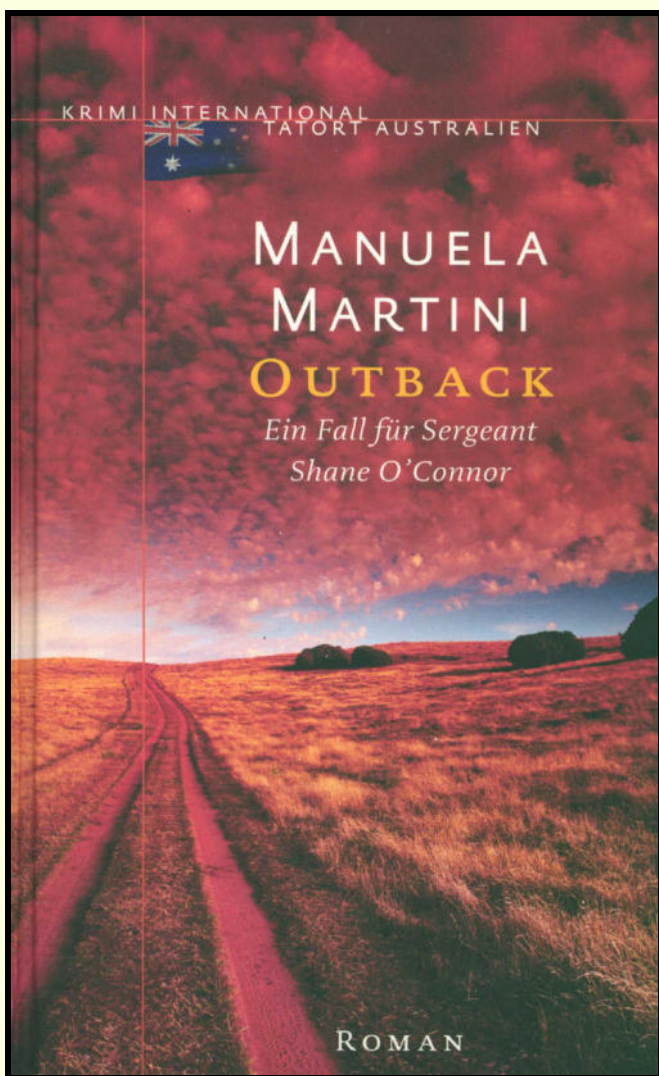
„Die Marsianer bereiten ebenfalls eine Expedition vor. Sie dürfen uns nicht zuvorkommen, ebenso wenig die Autarkien bei Uranus und Neptun. Der erste Kontakt mit einer fremden Zivilisation könnte unmittelbar bevorstehen. Sorgen Sie dafür, dass die Erde Kontrolle darüber bekommt und behält.“

Der Gesandte des Gremiums nahm das Tablet und reichte es Nightingale. „Darin finden Sie alle relevanten Daten, Expeditionsdirektorin. Ihnen bleiben zehn Tage für die Vorbereitungen.“ (S. 22)

Außerhalb des Sonnensystems ist ein vierhundert Kilometer durchmessendes Objekt aufgetaucht, das sich als natürlicher Himmelskörper tarnt und die Quelle des Signals ist: Man nennt es Zeta. Das Gremium der Erde, die Marsianer und die Autarkien der äußeren Planeten veranstalten ein Wettrennen zu diesem interstellaren, offenbar

mit Überlichtgeschwindigkeit reisenden Riesenraumschiff.

Andreas Brandhorst verbindet in *Zeta* eine realistische Vision der mittleren Zukunft mit phantastischen Außerirdischen und kosmischen Visionen, die er in einem unterhaltsamen, flüssigen Stil vermittelt.



**Manuela Martini**

***Shane O'Connor 1: Outback* (2002)**

**RM Buch (HC 416 S./€ xx)**

**Gütersloh 2023**

**Genre: Phantastischer Krimi**

Detective Sergeant Shane O'Connor starrte auf die zwischen ihm und dem Gerichtsmediziner liegende Masse aus bleichen Knochen, an denen stellenweise Reste von Fleisch klebten, faserig und trocken wie das einer zu lang gegrillten Ente. Der Gestank von verwesendem Fleisch und Chemikalien würgte ihn. Ihm saß noch die letzte Nacht in den Knochen. Als er am Morgen aufgewacht war, das Hirn von zu viel Whisky wie an einem Bindfaden von der Schädeldecke hängend, hatte er gehofft, geträumt zu haben, doch seine aufgeplatzte Lippe bewies ihm, dass er sich tatsächlich geprügelt hatte. (S. 9)

Detective Sergeant Shane O'Connor von der Homicide Squad tut Dienst in Brisbane, Queensland, Australien. Hier betrachtet er gerade die Überreste eines Opfers: eine

Frau; enthauptet; mit einem Messer in den Bauch gestochen. Und es ist schon der vierte gleichgeartete Fall, so dass man es offensichtlich mit einem gestörten Serienmörder zu tun hat.

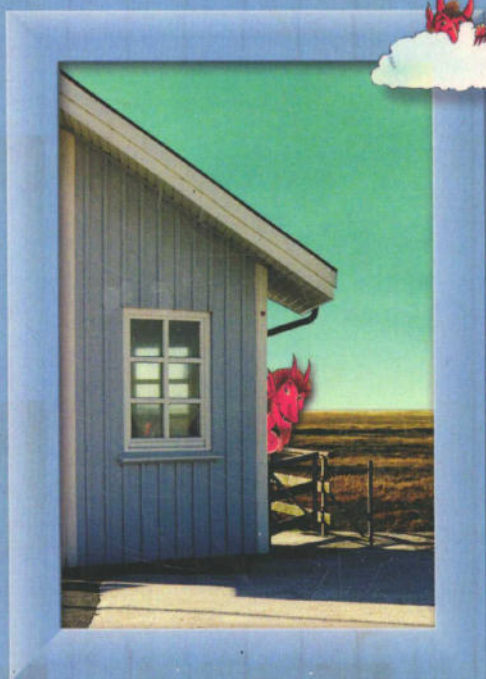
Die Opfer waren Frauen, die jüngste achtunddreißig, die älteste achtundvierzig. Der Mörder zwang sie offensichtlich, sich auszuziehen, dann fesselte er sie, knebelte sie mit einem Kleidungsstück, ließ sie niederknien und den Kopf auf einen Baumstumpf oder Ähnliches legen und enthauptete sie dann mit einer Axt oder einem Beil. Dann nahm er ihnen die Hand- und Fußfesseln wieder ab, stieß ihnen ein Messer in den Bauch und schleifte den Körper hinter ein Gebüsch oder warf ihn in eine Grube oder Schlucht, irgendwo in einem abgelegenen Gebiet.

Den Kopf und die Kleider stopfte er in eine Plastiktüte und vergrub sie zwanzig bis fünfzig Meter entfernt. (S. 10)

Es dauert nicht lange, dann kommt ein fünftes Opfer hinzu, diesmal ein Mann.,



*Outback* ist ein unterhaltsamer Krimi mit phantastischen Elementen, der aus einer Vielzahl von Perspektiven erzählt wird. Er ist in der Reihe „Krimi international“ des Reinhard Mohn Buchclubs, vormals Bertelsmann, erschienen, obwohl die Autorin definitiv eine Deutsche und nicht in Australien ansässig ist.



Arto Paasilinna

Im Jenseits  
ist  
die Hölle los

Roman

BLT

## **\*Paasilinna, Arto: Im Jenseits ist die Hölle los**

**Arto Paasilinna [1942–2018]**

*Im Jenseits ist die Hölle los*

(*Herranen aika*, 1992)

BLT 92 224 (TB 222 S./€ 7,99)

Bergisch Gladbach 2009, 6. Auflage

Aus dem Finnischen von Regine

Pirschel

**Genre: Phantastik**

Mein Tod kam für mich völlig überraschend. Es war ein Nachmittag im August, ich befand mich auf dem Heimweg von meinem Arbeitsplatz, der Redaktion einer Zeitung, und ging durch die Kaisaniemenkatu. Meine Stimmung war heiter, und ich fühlte mich absolut vital. Ich war damals erst dreißig Jahre alt. Kaum je in meinem Leben hatte ich ernsthaft an die Möglichkeit gedacht, dass ich unverhofft sterben könnte, plötzlich und unwiderruflich. (S. 7)

Der namenlose Icherzähler, ein nicht sonderlich erfolgreicher Journalist aus Helsinki,

schaut ein wenig zu lange einer hübschen Frau nach, und schon hat ihn ein Auto erfasst und getötet.

Ich überlegte, was ich jetzt anfangen sollte. Vielleicht war es am klügsten, den Dingen ihren Lauf zu lassen? Ich stand unschlüssig und tief erschüttert auf der Straße und fragte mich, ob irgendein lebender Mensch ahnte, was ich in diesem Moment durchmachte. Doch sofort schalt ich mich für diese törichten Gedanken: Die Lebenden konnten ja gar nichts vom Tod wissen. Denn wüssten sie etwas davon, wären sie nicht mehr am Leben. (S. 10)

Der Erzähler ist überrascht, dass er sich nicht im Jenseits wiederfindet, sondern auf dieser Erde verbleibt, nur eben als Geist. Er stellt fest, dass er sich so schnell an jeden beliebigen Ort bewegen kann, wie er nur will, und so sucht er seine Frau auf. Diese ist, wie er eigentlich schon erwartet hat, über seinen Tod nicht sonderlich bekümmert.

Die nächste Station ist seine eigene Beerdigung, die er nicht versäumen möchte. Dort wird er von einem anderen Toten, dem Propst Hinnermäki, angesprochen.

„Verzeihung ... ich störe hoffentlich nicht? Sind Sie eventuell die Person, die soeben hier begraben wurde?“

Ich bejahte.

„Ich bin Propst Hinnermäki, guten Tag. Ich begrüße Sie hier ... wie soll ich es nennen ... auf dieser Seite. Fühlen Sie sich wie zu Hause, es wird schon alles werden.“ (S. 36)

Hinnermäki klärt ihn über das Nachleben auf: Es gibt weder Himmel noch Hölle, was für manchen Gläubigen schon eine große Überraschung war.

Seiner Meinung nach waren wir Tote eine Art spiritueller Wesen, oder eben einfach Geister. Aus seinen Erfahrungen schloss er, dass die Toten ihr Leben in ihren Gedanken, in einer Art Traum, fortsetzten ... Die Hirntätigkeit zu Lebzeiten hatte ein geistiges Ich geschaf-

fen, das mit dem Ableben des Körpers nicht starb, sondern in gewohnter Weise weiterlebte. Nach einer angemessenen Zeit verschliss sich dann dieses übrig gebliebene geistige Ich, das Vernunftkapital, konkret ausgedrückt, es löste sich auf, verflog und schwebte davon wie Nebel im Wind. (S. 38)

Das Nachleben währt nicht ewig, erklärt Hinnermäki, sondern hängt vom Verstand des Verstorbenen ab: Dumme Menschen verflüchtigen sich sehr schnell, während kluge Personen Jahrzehnte, Jahrhunderte und in einigen Fällen sogar Jahrtausende durchhalten können; der Durchschnitt beträgt allerdings nur etwa ein Jahr.

Der Erzähler vertreibt sich die Zeit, indem er umherschweift und mit interessanten Toten spricht und Veranstaltungen von Lebenden besucht. Sogar Jesus erscheint, und zwar an seinem Geburtstag. Das Jahr über hält er sich auf dem Jupiter auf, weil ihm der Rummel um seine Person zu viel wird, aber jedes Weihnachten kommt er und hält eine rührender Rede, in der er den Toten rät, freundlich zueinander zu sein

und sich insbesondere um die verstorbenen Kinder zu kümmern.

Am Ende findet der Erzähler die große Liebe, was unter Geistern natürlich etwas Ätherisches an sich hat.

Arto Paasilinna nutzt seine kuriose Vision des Nachlebens in *Im Jenseits ist die Hölle los*, um Gott und die Welt zu kommentieren. Vieles, was er über finnische Politiker und Schriftsteller erzählt, ist dem deutschen Leser fremd, aber Paasilinna versteht es, seine Ausführungen stets interessant und anregend zu gestalten. Einen abenteuerlichen Unterhaltungsroman darf man sich von *Im Jenseits ist die Hölle los* nicht erwarten; aber man erhält eine heiter-ironische Betrachtung der Gegenwart und der Vergangenheit.

Der deutsche Titel des Romans ist leider sehr unpassend; im Original heißt das Werk „Oh je“.

HEYNE <

THOMAS D. LEE



ROMAN

DIE ALTE GARDE



**Thomas D. Lee []**

***Die Alte Garde***

***(Perilous Times, 2023)***

**Heyne 32 229 (PB 622 S./€ 18,00)**

**München 2024**

**Aus dem Amerikanischen von Bernhard  
Kempfen**

**Genre: Science Fantasy**

Kay kriecht aus seinem Hügel hervor, kämpft sich durch die klumpige Erde an die Oberfläche. Die letzten tausend Jahre war das Land rund um seinen Hügel trocken. Entwässerung, Ackerbau und moderne Wunder hielten das Wasser fern. Daran erinnert er sich. Jetzt ist der Boden wieder vernässt, wie damals, als er zum ersten Mal begraben wurde. Bevor die Moore trockengelegt wurden. Er fängt an zu grübeln, was der Grund sein könnte, doch dann kriecht ihm ein Wurm ins Auge, was genau die Art von Widerwärtigkeit ist, die einen vollständig aus den Gedanken reißt. Er stößt einen leisen angeekelten Laut aus und wischt sich den Wurm aus dem Auge.

Dieser Moment ist jedes Mal unangenehm, dieser brachiale Kampf ans Tageslicht. Er gräbt sich durch Lehm, zerrt an Wurzeln, bis er es endlich durch die Erde geschafft hat und in einen dunstigen gelben Himmel hinaufblickt. Er streckt den Kopf raus, dann zieht er einen Ellbogen nach, bevor er kurz eine Pause einlegt, um Atem zu holen. Die Luft schmeckt nicht besonders gut. Die Sonne brennt auf seinem Gesicht. Es muss Mittsommer sein. (S. 9)

Sir Kay, der berühmte Ritter der Tafelrunde, erwacht wieder zum Leben und steigt aus seinem Grab. Das hat er schon oft gemacht, denn ein Zauber von Merlin ruft ihn, wenn England in Gefahr ist, so dass Kay sich über die Welt des neunzehnten Jahrhunderts nicht sonderlich wundern würde.

Aber nun liegt sein Grab nicht mehr im Trockenen, sondern in einem Sumpf, und direkt in der Nähe steht ein grausiges Ungetüm, das mit „Fracking-Anlage“ beschriftet ist: Ganz offensichtlich ist Kay in unserer Zukunft gelandet, und zwar in einer al-

les andere als schönen, denn die Umwelt ist schon zum Teufel gegangen.

Kay hört Schüsse aus der Fracking-Anlage und eilt einer jungen Frau zu Hilfe. Kaum hat er sie gerettet, so löst sie eine Explosion aus, die die gesamte Anlage in die Luft sprengt. Dass Sir Kay ein Mohr ist, beziehungsweise eine Person of Color, wundert die Frau nicht sonderlich, was wiederum Kay ein wenig erstaunt.

Doch Kay ist nicht der Einzige, der wiederersteht: Auch Sir Lancelot und Marlowe sind zur Stelle, Letzterer allerdings aufgrund eines Teufelspaktes.

Lancelot hat so einige Fragen an Marlowe.

„Gibt es noch weitere Veränderungen, von denen ich wissen sollte?“

„Na ja, lass mich mal nachdenken. Wales und Cornwall haben sich für unabhängig erklärt, zusammen mit Schottland, auch wenn wir uns weigern, sie anzuerkennen. Der größte Teil des Nordens hat sich zu einer Art sozialistischem Block zusammengeschlossen. Und wir haben Essex an die Chinesen verkauft.“ (S. 45f)

Unter diesen Umständen kann man verstehen, dass England die Hilfe der Ritter der Tafelrunde dringend nötig hat.

Thomas D. Lee hat in seinem Erstlingswerk *Die Alte Garde* eine amüsante Kombination aus Science Fiction und Phantastik geschaffen. Leider walzt er seinen originellen Stoff etwas zu breit aus.





**CHESTER  
HIMES**

thriller

**DIE  
GELDMACHER  
VON  
HARLEM**

NEUAUFLAGE DES LANGE  
VERGRIFFENEN ERFOLGS-THRILLERS

ro  
ro  
ro

## **\*Himes, Chester: Geldmacher von Harlem**

**Chester Himes [Chester Bomar Himes, 1909–1984]**

***Coffin Ed Johnson & Grave Digger Jones 1: Die Geldmacher von Harlem***

***(For Love of Imabelle, 1957)***

**rororo 42 859 (TB 154 S./DM 6,80)**

**Reinbek bei Hamburg 1988**

**Aus dem Amerikanischen von Elly und Wilm Wolfgang Elwenspoek**

**Genre: Krimi**

Hank zählte den Packen Geld. Es war eine Menge Geld. Es waren einhundert-fünfzig nagelneue Zehndollarnoten. Er sah Jackson mit kalten, gelben Augen an.

„Du hast mir fünfzehn Hunderter gegeben, stimmt’s?“

Er wollte es klar haben. Er war streng geschäftlich.

Hank war ein kleiner, adretter Bursche, mit fleckiger brauner Haut und dünnem, gestrafftem Haar. Er sah nach einem Geschäftsmann aus.

„Stimmt“, bestätigte Jackson, „fünfhundert Dollar.“

Auch Jackson war streng geschäftlich.

Jackson war ein untersetzter, fatter schwarzer Mann mit hochrotem Zahnfleisch und perlweißen Zähnen, die zum Lachen geschaffen waren. Aber Jackson lachte nicht. Jackson war es zu ernst, um zu lachen. Jackson war erst achtundzwanzig Jahre alt, aber es ging um eine so ernste Angelegenheit, daß er gut zehn Jahre älter aussah.

„Und ich soll dir fünfzehn Tausender machen, stimmt's?“ drängte Hank ihn.

„Stimmt“, bestätigte Jackson, „fünfhundert Dollar.“ Er versuchte heiter und gelassen zu klingen, aber er war ängstlich. Unter seinem kurzen, krausen Haar trat Schweiß hervor. Sein rundes schwarzes Gesicht glänzte wie eine Glaskugel.

„Mein Anteil is zehn Prozent – fünfhundert – stimmt's?“

„Jawohl, ich bezahl dir für das Geschäft fünfhundert Dollar.“ (S. 7)



Hank counted the stack of money. It was a lot of money – a hundred and fifty brand new ten-dollar bills. He looked at Jackson through cold yellow eyes.

„You give me fifteen C’s – right?”

He wanted it straight. It was strictly business.

He was a small, dapper man with mottled brown skin and thin straightened hair. He looked like business.

„That’s right,” Jackson said. „Fifteen hundred bucks.”

It was strictly business with Jackson too.

Jackson was a short, black, fat man with purple-red gums and pearly white teeth made for laughing, but Jackson wasn’t laughing. It was too serious for Jackson to be laughing. Jackson was only twenty-eight years old, but it was such serious business that he looked a good ten years older.

„You want me to make you fifteen G’s – right?” Hank kept after him.

„That’s right,” Jackson said. „Fifteen thousand bucks.”

He tried to sound happy, but he was scared. Sweat was trickling from his short kinky hair. His round black face was glistening like an eight-ball.

„My cut'll be ten percent – fifteen C's – right?”

„That's right. I pays you fifteen hundred bucks for the deal.”

Hank ist ein professioneller Geldmacher. Mit Hilfe von selbstgefertigtem Spezialpapier und einem Backofen kann er Zehndollarscheine in Hunderter verwandeln – natürlich gegen eine Provision von zehn Prozent. Vermittelt hat das Geschäft der vertrauenswürdige Jodie, der weitere fünf Prozent fordert.

Jackson hat schon eine Probe von Hanks Können gesehen und war voll begeistert. Er hat seine gesamten Ersparnisse zusammengekratzt, seine Habe versetzt, Vorschuss von seinem Boss – H. Exodus Clay, Leichenbestatter – erbettelt und sich von seinem Freunden Geld geliehen, um eintausendfünfhundert Dollar zusammenzukratzen, die jetzt vor seinen Augen in fünfzehntausend verwandelt werden.

Auf die Idee hat ihn seine treue und un-  
gemein attraktive Freundin Imabelle ge-  
bracht.

Imabelle war Jacksons Mädchen. Sie war  
eine volllippige, heißblütige, bananen-  
farbene Person mit gefleckten braunen  
Augen und hohen, gewölbten, wie auf  
Kugellager laufenden Hüften. Jackson  
war so verrückt auf sie wie ein Elchbul-  
le auf eine Elchkuh. (S. 7)

Imabelle was Jackson's woman. She was  
a cushioned-lipped, hot-bodied, banana-  
skin chick with the speckled-brown eyes  
of a teaser and the high-arched, ball-  
bearing hips of a natural-born *amante*.  
Jackson was as crazy about her as moo-  
se for doe.

Und schon kann es losgehen, in der Küche  
von Jacksons garstiger Vermieterin, die  
zum Glück abwesend ist.

Jackson beobachtete gespannt, wie  
Hank jede Note sorgfältig in ein Blatt  
chemisches Papier einrollte, die Rolle

dann in eine Pappröhre in der Form eines Knallfroschs schob und die Röhren in dem Backofen des neuen Gasherdes stapelte.

Jacksons Augen waren rot vor Argwohn.

„Bist du sicher, daß du das richtige Papier hast?“

„Das muß ich doch wissen. Ich hab es ja gemacht“, antwortete Hank. Hank war der einzige Mann auf der Welt, der das chemisch behandelte Papier besaß, womit man den Nennwert von Banknoten erhöhen konnte. Er hatte dieses Papier selbst erfunden.

Dessen ungeachtet beobachtete Jackson scharf jede einzelne Bewegung Hanks. Er studierte sogar Hanks Hinterkopf, wenn Hank sich umdrehte, eine Röhre mit Geld in den Backofen des Gasherdes zu schieben. (S. 8)

Jackson watched Hank roll each bill carefully into a sheet of chemical paper, stick the roll into a cardboard tube shaped like a firecracker, and stack the tubes in the oven of the new gas stove.

Jackson's eyes were red with suspicion.

„You sure you're using the right paper?“

„I ought to know it. I made it,“ Hank said.

Hank was the only man in the world who possessed the chemically treated paper that was capable of raising the denomination of money. He had developed it himself.

Nevertheless Jackson watched Hank's every move. He even studied the back of Hank's head when Hank turned to put the money into the oven.

Die Spannung steigt und steigt.

Hank schloß die Backofentür und zündete das Gas an.

„Jetzt mach ich einen reichen Mann aus dir, Jackson.“

„Gedankt sei dem Herrn! Amen“, sagte Jackson und bekreuzigte sich. (S. 9)

Hank closed the oven door and lit the gas.

„Now I make you a rich man, Jackson.“  
„Thank the Lord. Amen,“ Jackson said,  
crossing himself.

Wie man sieht, ist Jackson arm, aber ein frommer Baptist, wie es sich für einen guten Neger gehört.

Aber das Glück ist ihm nicht hold: Kaum ist der Gasherd entzündet, explodiert er mit einem gewaltigen Knall. Und wie es der Teufel will, ist just ein Marshall zur Stelle, um der Ursache dieses Verbrechens auf den Grund zu gehen.

Alles rennet, rettet, flüchtet, nur Jackson stolpert über seine eigenen Füße und bleibt benommen zurück.

„Setzen Sie sich und halten Sie den Mund!“ befahl der Marshall. Er drehte das Gas ab und begann die Papprohren als Beweismittel aufzulesen. Er öffnete eine und zog eine nagelneue Hundertdollarnote heraus und hielt sie gegen das Licht.

„Ha! Aus einem Zehner gemacht! Die Spuren sind noch deutlich zu sehen!“  
(S. 10)

„Sit down and shut up,” the marshal ordered.

He shut off the gas and began picking up the cardboard tubes for evidence. He opened one, took out a brand-new hundred-dollar bill and held it up toward the light.

„Raised from a ten. The markings are still on it.”

Jackson muss nicht nur mit einer Anklage wegen Sprengung eines Herds, sondern auch wegen Falschmünzerei rechnen.

Zum Glück lässt der Marshall mit sich reden: Gegen eine Zahlung von zweihundert Dollar will er Jackson laufen lassen. Jackson stiehlt, ganz gegen seine innerste Überzeugung als guter Christ, fünfhundert Dollar aus dem Safe seines Chefs, übergibt zweihundert an den Marshall und verbringt die Nacht damit, mit Glücksspiel die verlorenen zweihundert wieder hereinzubekommen, damit er die ganze Summe heimlich wieder in den Safe zurücklegen kann. Doch wie es das Unglück will, verliert Jackson nach anfänglichen beträchtlichen Er-

folgen beim Würfeln am Ende das ganze Geld.

Völlig niedergeschlagen kehrt Jackson in seine Wohnung zurück, wo er von einer to-benden Wirtin empfangen wird. Und er muss sich eine weitere Hiobsbotschaft an-hören: Der Marshall hat Imabelle verhaftet und ist mit ihr und ihrem unglaublich schweren Truhenkoffer abgezogen.

Da auch der Pastor nur fromme Worte für Jackson hat, bleibt dem armen Mann nur eines: Er muss Hilfe bei seinem Zwi-lingsbruder Goldy suchen.

Ein kleines schwarzes Mädchen, mit Zöpfchen wie Mäuseschwänze, kam auf die Schwester zugelaufen und sagte mit atemloser Stimme: „Schwester Gabriel, Mami will zwei Eintrittskarten zum Himmel. Onkel Pone stirbt.“

Sie steckte der Schwester zwei Dollar-noten in die Hand.

„Kauf mir in Feuer geläutertes Gold, spricht der Herr“, flüsterte die Schwester und schob die zwei Dollar in ihr Ge-wand. „Warum will sie denn zwei, Kind?“



„Mami sagt, Onkel Pone braucht zwei.“

Die Schwester schob wieder eine schwarze Hand in die Falten ihres Gewandes und zog zwei weiße Karten heraus, die sie dem kleinen Mädchen gab. Auf die Karten waren die Worte gedruckt:

Einlaß für Einen  
Schwester Gabriel

„Die werden Onkel Pone an den Busen des Herrn bringen“, versprach sie. „*Und ich sah, daß der Himmel sich öffnete und schaute ein weißes Roß.*“

„Amen“, sagte das kleine Mädchen und rannte mit den beiden Eintrittskarten davon. (S. 27)

A little black girl with witch-plaited hair ran up to the nun and said in a breathless voice, „Sister Gabriel, Mama wants two tickets to heaven. Uncle Pone’s dyin’.”

She stuck two one-dollar bills into the nun’s hand.

„‘Buy of me gold tried in the fire,’ sayeth the Lawd,” the nun whispered,

tucking the bucks inside her gown.

„What do she want two for, child?“

„Mama say Uncle Pone need two.“

The nun slipped a black hand into the folds of her gown, drew out two white cards, and gave them to the little girl. Printed on the cards were the words:

ADMIT ONE

Sister Gabriel

„These'll take Uncle Pone to the bosom of the Lawd,“ she promised.

„‘And I saw heaven opened, and beheld a white horse.’“

„Amen,“ the little girl said, and ran off with the two tickets to heaven.

Jackson Bruder Goldy bringt sich durch, indem er, als Schwester Gabriel verkleidet, Eintrittskarten in den Himmel für je einen Dollar verkauft.

Jackson gesteht Goldy, dass in dem konfiszierten Koffer zweihundert Pfund Golderz waren, mit einem Anteil von gewiss der Hälfte reinen Goldes. Imabelle bewahrte den Koffer für eine Gruppe von Prospektoren auf, die Investoren für die Erschließung der verborgenen Mine suchten und zu die-

sem Zweck Anteilsscheine verkauften – denn um die Milliarden zu fördern, die die Mine barg, musste man zuvor wenigstens eine Million investieren.

Ans Investieren denkt Goldy nicht, wohl aber daran, sich den Koffer unter den Nagel zu reißen. Und so nimmt das Schicksal seinen unerbittlichen Lauf, in den auch die beiden furchtlosen Negerpolizisten Coffin Ed Johnson und Grave Digger Jones, die ihren Spitznamen alle Ehre machen, hineingezogen werden.

Hier noch ein kleines Stimmungsbild aus dem alten Amerika.

Ein einsamer Schlepper, der zwei leere Müllkähne hinter sich herzog, tuckerte den Harlem River entlang, um Müll einzusammeln, der für das offene Meer bestimmt war. (S. 71)

A lone tugboat towing two empty garbage-scows chugged down the Harlem River to pick up garbage bound for the sea.

Wie man sieht, war die Müllentsorgung damals noch weitaus simpler als heute.

Der lebensstrotzendste Teil Amerikas ist natürlich Harlem.

Wenn man von dem Turm der Riverside-Cathedral nach Osten blickt, erstrecken sich, von den Gebäuden der Universität auf den hohen Ufern des Hudson River eingeengt, tief unten in einem Tal Wogen grauer Dächer, die aus der Ferne wie die Oberfläche eines Sees wirken. Unter der Oberfläche, in den trüben Wassern stinkender Wohnungen, zuckt eine Stadt schwarzer Menschen in verzweifelter Lebensdrang wie das gefräßige Schnappen Millionen hungriger kannibalischer Fische. Blinde Mäuler fressen an ihrem eigenen Gedärm. Wer eine Hand hineinstreckt, zieht nur einen Stumpf heraus.

Das ist Harlem. (S. 90)

Looking eastward from the towers of Riverside Church, perched among the university buildings on the high banks of the Hudson River, in a valley far be-

low, waves of gray rooftops distort the perspective like the surface of a sea. Below the surface, in the murky waters of fetid tenements, a city of black people who are convulsed in desperate living, like the voracious churning of millions of hungry cannibal fish. Blind mouths eating their own guts. Stick in a hand and draw back a nub.

That is Harlem.

*Die Geldmacher von Harlem* bietet ein berauschendes Leseerlebnis: Die Handlung ist so dicht und kompakt, dass nahezu in jedem Absatz etwas Neues geboten wird. Chester Himes schreibt wie besessen, und trotzdem ist sein Plot absolut perfekt ausgeklügelt, so dass sich jeder einzelne Handlungsfaden am Ende exakt auflöst.

Der Autor schreibt aus einer völlig distanzierten Sichtweise heraus: Mit keinem Wort erwähnt er, dass Jackson auf Betrüger hereinfällt oder dass der Trick mit dem vermeintlichen Golderz eine noch viel größerer Schwindel ist. Erst gegen Ende, als die Detectives aufräumen, klären sie den immer noch uneinsichtigen Jackson auf.

Der Leser dagegen hat schon längst gespürt, dass der vertrauensselige Jackson hereingelegt worden ist; dafür sorgt auch der ironische, zynische und sarkastische Stil, den Chester Himes pflegt.

Es geht übrigens, so viel darf man nach über sechzig Jahren verraten, nicht gut aus: Alle Gangster müssen ins Gras beißen, auch ein gewisser Gus, der erst in Verbindung mit dem Goldschwindel auftritt, wobei die Gesetzesübertreter teils Opfer ihrer Mittäter und teils Opfer der Detectives, die für ihre rabiaten Methoden bekannt sind, werden. Auch Letztere kommen nicht ungeschoren davon, wenngleich sie am Leben bleiben.

Die Schwester Gabriel, die sich für so viel klüger als ihren Bruder Jackson hält, durchschaut den Trick mit dem Geldbacken auf den ersten Blick, fällt aber ihrerseits auf den Goldkoffer herein, was sie am Ende mit dem Leben büßen muss.

Nur Jackson und seine heißgeliebte, vielbegehrte, bananengelbe Imabelle kommen heil aus der Sache heraus, wobei sich Imabelle am Ende noch schnell auf die Seite von Jackson schlägt – die Wahl fällt ihr lo-

gischerweise nicht schwer, denn die andere Seite – Slim, alias der Marshall, mit dem sie Jackson betrügen wollte – existiert nicht mehr. Und Jackson fühlt sich wieder einmal bestätigt, dass Imabelle die Treueste der Treuen ist.

Wolf-Dieter Storl

Streifzüge am Rande  
**MIDGARDS**

Geschichten  
aus meinem Leben





## **Wolf-Dieter Storl**

***Streifzüge am Rande Midgards. Geschichten aus meinem Leben (2006)***

**Koha (TB 328 S./€ 14,95)**

**Dorfen 2023, 4. ergänzte Auflage**

**Genre: Esoterik**

„Weiß neun Heime, neun Weltreiche,  
des hehren Weltbaums Wurzeltiefen.“  
(*Ältere Edda*, „Der Seherin Weissagung“, Völuspa, 2)

Die neun – drei mal drei – Reiche sind in den meisten schamanischen Kulturen bekannt. In Sibirien sind es die neun Äste (und Wurzeln) des Weltenbaumes, in denen die Götter und Geistwesen leben und auf denen der Schamane auf- und absteigt oder in Vogelgestalt fliegt. Das Bild des Weltenbaumes war auch den Germanen geläufig. Auf einer waagrecht Ebene kann man die neun Welten mit den acht Himmelsrichtungen verbinden, wobei sich Midgard in der Mitte befindet. (Ratsch 2005:44) Darum gruppieren sich, in verschiedenen Richtungen, die Heime (Bereiche) der „über-

natürlichen“ Wesen: das Schwarzalbenheim, das Riesenheim, das Asenheim, das Wanenheim, das Lichtalbenheim, das Heiheim der Frau Holle; im Süden ist die Feuerwelt Muspelheim und im Norden das kalte Nebelheim. Die Grenzen dieser Reiche überschneiden sich, und fixieren lassen sich diese Orte auch kaum. (S. 10)

Wolf-Dieter Storl hat die Welten, die Midgard umgeben, bereist – nicht im körperlichen Sinne, sondern auf geistige Weise. Tatsächlich besucht hat er alle Gegenden dieser Erde, um sich mit Schamanen, geistigen Lehrern und Zauberern zu treffen und von deren Weisheit zu profitieren.

In *Streifzüge durch Midgard* berichtet der Autor von seinen zahlreichen, weltweiten Reisen, Gesprächen, Entdeckungen und Visionen, die er mit einem farbigen Foto-Anhang anschaulich dokumentiert.



Nr. 3

**Research Papers**  
Forschungsgesellschaft für Archäologie,  
Astronautik und SETI A.A.S. (Hrsg.)

**Dr. Hermann Burgard**

# **Das IM.DUGUD Rätsel und die Raumgleiter der Dingir**



**Neue Beweise aus uralten Keilschrifttexten für  
erstaunliche vorgeschichtliche Fakten**

**Ancient Mail Verlag**

**Dr. Hermann Burgard**

***Das IM.DUGUD Rätsel und die Raumgleiter  
der Dingir. Neue Beweise aus uralten***

***Keilschrifttexten vorgeschichtlicher Fakten***

**Ancient Mail (PB 140 S./€ 14,90)**

**Groß-Gerau 2023**

**Genre: Parawissenschaft**

Diese Untersuchung steigt in einen Abschnitt der Menschheitsgeschichte ein, der vor etwa 13.000 Jahren beginnt und vor etwa 4.000 Jahren endet. Schauplatz ist vor allem das damalige Sumer und Akkad, die jetzige Gegend um die Flüsse Euphrat und Tigris im Irak. Anlass der Untersuchung war mit IM.DUGUD ein Begriff der uralten sumerischen Sprache, die aber schon seit etwa 4.000 Jahren nicht mehr gesprochen wird. Dafür lieferten bisher die zuständigen Sprachwissenschaftler widersinnige Übersetzungen wie „Götterkeule“, „Lehmbrocken“, „Wirbelsturm“ oder „Schleuderstein“.

Offensichtlich aber war IM.DUGUD ein am Firmament schwebendes oder fliegendes Phänomen. Darauf Bezug neh-

mende uralte Keilschrift-Texte werden daher umfassend überprüft betreffend die Umschrift der Keilschriftzeichen in moderne abc-Schrift, die alternativ möglichen Aussagen der gefundenen sumerischen Ausdrücke auf Deutsch und mögliche Hör- oder Verständnisschwierigkeiten der alten Schreiber, denn die verfügbaren Tontafeln sind Kopien, die z. T. erst mehr als ein halbes Jahrtausend nach Textkonzeption entstanden sind. (S. 7)

Erich von Däniken ist zwar der bekannteste, aber keineswegs der älteste Vertreter der These, dass die Erde in grauer Vorzeit Besuch von Außerirdischen erhielt; dieser Ruhem gebührt vermutlich Jacques Bergier und Louis Pauwels.

Hermann Burgard, Jahrgang 1932, Diplom-Volkswirt, hat sich die Kenntnis der sumerischen Keilschrift, die vor dreizehntausend Jahren geschrieben wurde, angeeignet und die überlieferten Texte auf Hinweise auf außerirdische Besucher ausgewertet.

In *Das IM.DUGUD Rätsel und die Raumgleiter der Dingir* fasst er seine Forschungsergebnisse zusammen und präsentiert dem Leser die staunenswerte These, dass Besucher von fremden Sternen in der Steinzeit der Erde eine um den Äquator kreisende Raumstation besaßen.

WILLIAM C. GORDON

# GIFT

EIN SAMUEL-HAMILTON-KRIMI



»Fesselnd und kraftvoll, ein Krimi, dem man sich nicht entziehen kann.« *Khaled Hosseini*



**William C. Gordon [1937–2019]**

***Samuel Hamilton 2: Gift***

***(King of the Bottom, 2008)***

**Editionnova (TB 302 S./€ xx)**

**Rudersberg 2009**

**Aus dem Amerikanischen von Sepp**

**Leeb**

**Genre: Krimi**

Auf Point Molate befand sich eine Deponie für Chemieabfälle. Das massive Stahltor am Eingang stand offen und wurde von einem fünf Meter hohen Bogen überspannt. Es war wie das Wachhäuschen daneben weiß gestrichen. Vom Torbogen hing ein an Händen und Füßen gefesselter Mann mit einer Schlinge um den Hals. Er war offensichtlich tot. (S. 9)

Die Detectives Bernardi und Malcolm eilen im Jahr 1961 zu einem Tatort: Am Tor einer Giftmülldeponie in Richmond, Bay Area, California, hängt ein gefesselter Mann. Es handelt sich um den Müllkönig persönlich, den Inhaber der Deponie, den Armenier Armand Hagopian.

Die Detectives befragen einen Arbeiter.

„Bis auf den Vorarbeiter ist keiner dieser Männer schon länger hier, aber sie erzählen alle das Gleiche. Die Mexikaner in der Stadt sind ziemlich; sauer auf den Besitzer der Müllkippe. Ein paar Arbeiter haben ihn verklagt, weil ihre Kinder mit schlimmen Behinderungen zur Welt gekommen sind. Daraufhin wurden sie gefeuert.“ (S. 15)

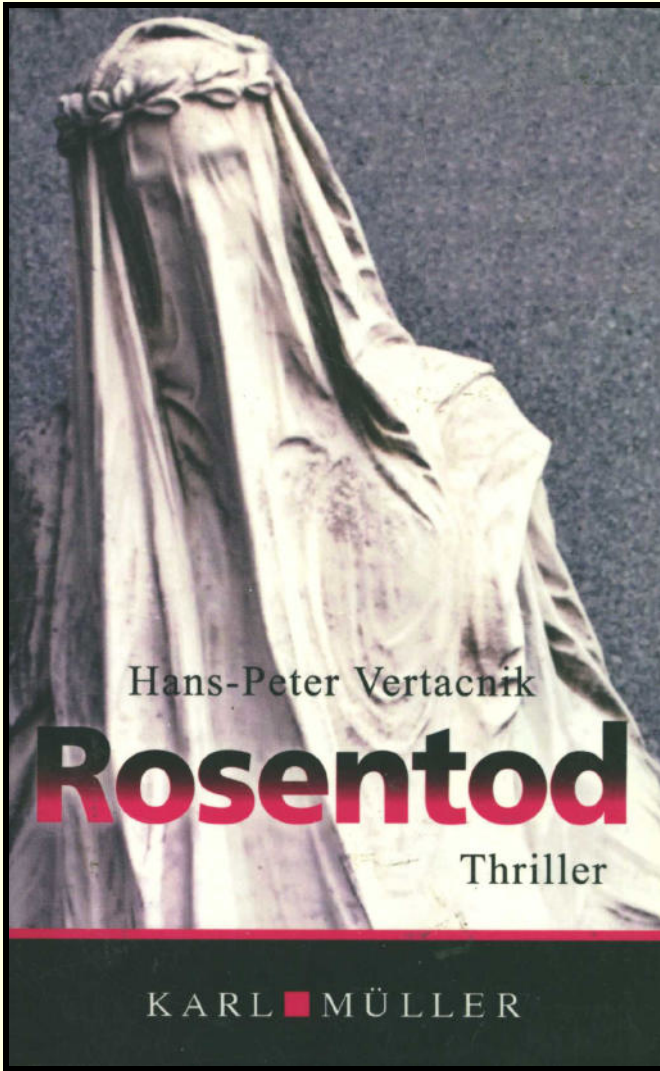
Es stellt sich heraus, dass Hagopian von seinen Arbeitern verklagt wurde, weil sie einer Vielzahl von Giften ausgesetzt waren. Das erklärt auch die vier Cola-Flaschen, die die Leiche in ihrem Anzug trägt, und die stinkenden Flüssigkeiten gefüllt sind, was auf einen Racheakt der Arbeiter hindeutet.

Sämtliche Spuren werden aufs Sorgfältigste untersucht, darunter natürlich auch die Flaschen. Seltsamerweise haben die Täter einerseits alle verdächtigen Hinweise beseitigt, andererseits finden sich aber Fingerabdrücke auf den Flaschen.

Während die Polizei ermittelt, mischt auch der Reporter Samuel Hamilton mit, für

den diese Geschichte natürlich ein gefundenes Fressen ist.

*Gift* beginnt nüchtern und sachlich wie ein Tatsachenroman. Während der Anfang interessant anmutet und sich angenehm liest, bläht der Autor im Verlauf der weiteren Handlung seinen Roman mit unnötigen Nebensächlichkeiten und überlangen Dialogen auf.



## \*Vertacnik, Hans-Peter: Rosentod

**Hans-Peter Vertacnik [1956–]**

***Rosentod* (2013)**

**Karl Müller (TB 384 S./€ xx)**

**Langenfeld 2014**

**Genre: Krimi**

Die Autostopperin ist jung, hat rehbraune Augen. Der lange, dunkelbraune Mantel kann ihre sanften Rundungen kaum verbergen. Sie sollte besser von ihm wegbleiben. Weit weg, schießt es dem Mann im Jeep durch den Kopf, aber die Kleine ahnt nichts von seinen Gedanken und kommt rasch näher.

Ob er sie nach Salzburg mitnehmen könne, fragt sie.

Der Lenker nickt. Ein netter Zufall. So wird aus Träumen Wirklichkeit.

Dankbar klettert das Mädels auf den Beifahrersitz, zieht den Mantel aus, streicht sich durchs Haar und mustert ihn mit unsicherem Lächeln. Zufrieden umfasst seine Hand den Schalthebel, streichelt ihn, er schaut der jungen Frau

ganz tief in die Augen und grinst.  
(S. 10f)

Eine Autostopperin wird von einem Jeep in Richtung Salzburg mitgenommen. Auf den Leser macht der Fahrer jedoch einen wenig vertrauenswürdigen Eindruck.

Ein Waldstück am Nordrand der kleinen, ruhigen Montanuniversitätsstadt Leoben. Ein nur noch an der Oberfläche gefrorener Waldboden und ein paar unbedeutende Schneeflecken. Es ist einsam hier und nasskalt. Dazu noch dieser Nieselregen. Ein dichter Buschgürtel und einige aufgelockerte Tannenreihen trennen den Mann von der Kurve, an deren Außenrand er das Auto abgestellt hat.

Das Ausheben der Grube war eine ziemliche Anstrengung, aber das stört ihn nicht. Er hat kein Problem damit, Dinge zu tun, die getan werden müssen. Um jeden Preis.

Natürlich darf so etwas nie wieder passieren, sinniert er, stützt sich auf den Spaten und wirft einen bedauern-

den Blick auf die in den alten Schlafsack gepackte tote Anhalterin zu seinen Füßen. (S. 15f)

So geht das, wenn man als Anhalterin unterwegs ist: Man endet als Leiche in einem Waldstück in der Nähe von Leoben, Steiermark.

Es tritt auf die Bezirksinspektorin Magistra Ulla Spärlich aus Graz, vierunddreißig Jahre alt. Sie ist bei ihrem Vorgesetzten alles andere als beliebt; zwar kann sie nicht entlassen werden, denn so schwer wiegen ihre Vergehen auch wieder nicht, aber man kann sie fortbefördern: Wenn sie nach Leoben geht, winkt ihr der Dienstgrad einer Obersinspektorin. Weil sie ohnehin nichts mehr in Graz hält – eine große Liebe zu einem offenkundigen Filou ist in die Brüche gegangen – willigt sie ein. In Leoben angekommen, muss sie jedoch feststellen, dass ihr ihr schlechter Ruf vorausgeehlt ist, denn sie wird vom Major Konrad Nüssler geradezu feindselig empfangen.

Aber immerhin wartet Arbeit auf sie: Die Korpsstudentin Elke Röhm der hiesigen Montanuniversität wird vermisst. Der Ma-

jor misst dem Fall wenig Bedeutung bei, denn Elke ist schließlich volljährig und kann verschwinden, wohin sie will; aber Ulla geht der Sache hartnäckig nach, unterstützt von dem ebenfalls dem Singledasein verfallenen Rauschgiftfahnder Chefinspektor Joe Maringer.

Der Leser weiß bereits mehr als die Ermittler: Elke wurde von eben jenem Jeep-Fahrer entführt, in einen Keller gesperrt, mehrfach vergewaltigt, am Schluss in einen Sack gesteckt, mit Steinen und Ketten beschwert und wie eine Katze lebendig in der Mur versenkt.

Wer jener Jeep-Fahrer ist, das erfahren wir nicht, wohl aber, dass Joe ein ebensolches Fahrzeug besitzt.

*Rosentod* ist ein ungewöhnlich mitreißender Krimi, flüssig geschrieben und dramatisch erzählt, ein einziger Lesegenuss. Obwohl auch aus der Sicht anderer Figuren erzählt wird, steht eindeutig Ulla im Mittelpunkt. Sie ist nach einem einschneidenden Erlebnis, das erst am Ende verraten wird, zutiefst verunsichert, versucht das aber hartnäckig zu überspielen, was ihr leider nur teilweise gelingt. Das Bild, das ihr



Vorgesetzter von ihr hat, könnte schlimmer nicht sein, aber er täuscht sich insofern, als Ulla in Wirklichkeit eine tüchtige Ermittlerin ist. Allerdings ist sie wiederum nicht so klug, wie sie selbst meint: Sie täuscht sich häufig in der Beurteilung anderer Menschen und bringt sich damit nicht nur einmal in große Gefahr.

Michael S. Karg

Am Anfang war der  
**KNOTEN**

Eine Kulturgeschichte

Die zentrale  
Bedeutung des  
Knotens für die  
Menschheit

zuKlampen! 

**Michael S. Karg**

***Am Anfang war der Knoten. Die zentrale Bedeutung des Knotens für die Menschheit. Eine Kulturgeschichte***

**zu Klampen (HC 296 S./€ 28,00)**

**Springe 2023, 2. korrigierte Auflage**

**Genre: Sachbuch**

Wir leben in einer digitalisierten Welt mit Smartphones, selbstfahrenden Autos, Virtual Reality, Künstlicher Intelligenz, Kryptowährung und privater Raumfahrt. Gleichzeitig haben wir als Menschheit gewaltige Herausforderungen vor uns: Klimaerwärmung, Pandemien, Müllprobleme, Energiefragen, Wirtschaftskrisen, Artensterben, Überbevölkerung. Was sollen uns in dieser Welt Knoten noch zu sagen haben? Auf den ersten Blick scheint die archaische Methode, Dinge miteinander zu verbinden, völlig aus der Zeit gefallen.

Dabei handelt sich um das vielleicht älteste, womöglich sogar wichtigste, ganz sicherlich aber erstaunlichste Werkzeug unserer Menschheit. Leinen und Knoten – im Folgenden wird über

all das, was wir in der Hand halten und womit wir Knoten machen können, als Leine und Knoten gesprochen – sind das einzige Werkzeug der Prähistorie, das sich heute immer noch in jedem Haushalt befindet. Alles, was in irgendeiner Form verknotet werden kann, gehört dazu. (S. 10)

Knoten sind älter als die Menschheit, belehrt uns Michael S. Karg: Schon Pflanzen kennen das Prinzip der Verdrillung, und Spinnen weben die erstaunlichsten Netze. Leider ist das Material, aus dem Knoten geflochten werden, sehr vergänglich, so dass wir nur indirekt auf deren Erfindung durch den Menschen schließen können. Immerhin weisen perforierte Knochen und Perlen darauf hin, dass spätestens vor hunderttausend Jahren den Frühmenschen der Knoten bekannt sein musste; in Israel schließlich wurde ein über zehntausend Jahre alter geflochtener Korb gefunden, das bisher früheste bekannte Produkt des Flechtens und Knotens.

Im Weiteren führt uns der Autor durch die Geschichte des Knotens und Webens;

am Ende gibt er uns einen Überblick über die wichtigsten Knotenformen. Der Leser ist sich nach der Lektüre zweifellos darüber im Klaren, dass das Knoten eine der wichtigsten frühen Kulturtechniken überhaupt ist und daher auch heute immer noch Bestand hat.

**G** Erle Stanley  
**ardner**

**Frühstück  
für eine Million**

... ist ein stolzer Preis. Dabei ahnt er nicht,  
wie teuer er die eine Tasse Kaffee  
bezahlen muss.



## **\*Gardner, Erle S.: Frühstück für eine Million**

**Erle Stanley Gardner [1889–1970]**

*Doug Selby 7: Frühstück für eine Million*

*(The D. A. Breaks a Seal, 1946)*

Scherz 00 178 (TB 176 S./DM 4,80)

Bern und München 1973, 3. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Hans M. Tilgen

**Genre: Krimi**

Der Mann, der ausgestreckt auf dem Boden lag, war offenbar von dem Stuhl getaumelt, der vor den Frühstückstisch gezogen worden war. In seiner Linken hielt er eine befleckte Serviette. Kaffee aus der umgestürzten Tasse hatte einen Klecks auf das Tischtuch gemacht. Augenscheinlich waren die Metalldeckel nicht von den Geschirren abgenommen worden. Die kleine Gruppe stand eine Weile linkisch und unbehaglich da und betrachtete den toten Mann in jener stummen Hilflosigkeit, die die instinktive Reaktion der Lebenden auf die Toten ist. Zunächst befangen, dann allmählich ein wenig sicherer begannen sie routi-

nemäßig mit der Inspektion der Räumlichkeit, der ersten, vorbereitenden Maßnahme ihrer Ermittlungen.

„Schauen wir uns um. Aber seid vorsichtig, daß ihr nichts berührt“, sagte Sheriff Brandon. „Sieht wirklich nach einem Herzanfall aus – gerade, als er essen wollte.“ (S. 24)

The man who lay sprawled on the floor had evidently tumbled from a chair which had been drawn up in front of the breakfast table. In his left hand he held a stained napkin. Coffee had spilled from the overturned cup to make a splotch on the tablecloth. Apparently, the metal covers had not been removed from the food.

The little group stood for a moment awkwardly ill at ease, regarding the dead man with that hushed futility which is the instinctive reaction of the living to the dead. Then self-consciously at first, but gradually with more assurance, they began the routine survey of the premises which was the first preliminary step in their investigations.



„Let’s look around, but be careful not to touch anything,” Sheriff Brandon said. „Looks as though he’d had a spell of heart attack all right—just as he was getting ready to eat.”

Es ist das Jahr 1945. Der Krieg in Europa ist zu Ende, aber im Pazifik wird noch weitergekämpft, weshalb Doug Selby, früherer District Attorney von Madison City, Madison County, Kalifornien, und jetziger Major der US-Armee, an den zweiten Kriegsschauplatz abgeordnet wird. Zuvor darf er allerdings fünf Tage Urlaub in seiner Heimatstadt machen.

Selby beobachtet bei seiner Ankunft mit dem Zug, wie der berühmte und vor Gericht ungewöhnlich erfolgreiche Staranwalt Alfonso B. Carr mit einer weißen Gardenie im Knopfloch einen Mann und eine Frau am Bahnhof begrüßt, die ebenfalls eine solche Blume tragen.

Wenig später wird im Madison-Hotel ein Gast tot aufgefunden. Es handelt sich um Fred Roff, einen etwas schmierigen Anwalt, wie sich herausstellt, der sich auch eine

weiße Gardenie auf sein Zimmer schicken ließ.

Der nonchalante Stadtpolizeichef Otto Larkin und der neue, unsympathische Staatsanwalt Carl Gifford halten Roffs Tod für einen natürlichen Todesfall, während der der seine Neugier nicht bekämpfen könnende Selby sowie der alte, mit Erfahrung und gesundem Menschenverstand ausgestattete Sheriff Rex Brandon schließlich auf Mord befinden. Die letztere These bewahrheitet sich, als man im verdächtig nach Bittermandeln riechenden Zucker, der für Roffs Kaffee bereitgestellt wurde, Zyanid findet.

Obwohl Selby nur wenige Tage Zeit hat, mischt er sich unbefugt in die Ermittlungen ein, denn er traut Gifford und Larkin nicht viel zu. Unterstützt wird Selby von der Rechtsanwältin Inez Stapleton, die gerade einen sehr schwierigen Fall von Testamentsanfechtung verfocht, und Sylvia Martin, Reporterin bei der Zeitung Madison Clarion. Die Ermittlungen gestalten sich sehr schwierig, weil die Sache ungewöhnlich undurchsichtig ist, aber Selby ist über-

zeugt, dass Inez' Prozess und Roffs Ermordung im Zusammenhang stehen.

*Frühstück für eine Million* ist ein geradliniger, außerordentlich faszinierender Krimi, der durchgehend aus der Sicht von Doug Selby geschildert wird, weshalb der Leser nur das weiß, was dieser an Informationen gesammelt hat, und daher zusammen mit ihm bis kurz vor dem aufklärenden Ende im Dunklen tappt.

Gardner war von Beruf Prozessanwalt und hat häufig arme Klienten vertreten. Daher kennt er die Tricks des Gewerbes durch und durch: Er weiß, wie man einen gegnerischen Zeugen so sehr verunsichert, dass dieser an seiner eigenen Aussage zu zweifeln beginnt; wie man den eigenen Zeugen so präsentiert, dass er den allerbesten und allervertrauenswürdigsten Eindruck macht; wie man die Jury durch geschicktes Auftreten und einschmeichelnde Argumentation auf seine Seite zieht; etc. etc. Der berühmte, erfahrene Anwalt Anfonse B. Carr beherrscht diese Tricks wie kein Zweiter; aber die Frage ist, was er in einer Kleinstadt wie Madison zu suchen hat. Ist etwa der Erbschaftsstreit, in dem

Inez eine Partei vertritt, so bedeutend, dass es sich darüber zu morden lohnt?

Eine besondere Note erhält der Roman durch die Figuren der Inez Stapleton und der Sylvia Martin, die, so hat es den Anschein, beide in Doug Selby verliebt sind. Inez ist zwar eine sehr kluge Frau, besitzt aber wenig Selbstvertrauen; sie hat nicht nur Angst, vor Gericht nicht bestehen zu können, sondern fürchtet auch ständig, Selby an Sylvia zu verlieren, was sie zu großen Eifersuchtsanfällen treibt, die sie allerdings still hinunterschluckt. Sylvia dagegen ist so forsch und selbstbewusst, dass sie Inez' Gefühle für Selby schlicht ignorieren kann; sie weiß, dass sie ihn sofort für sich einnehmen kann, wenn sie nur will.

Hier ist die Szene, wie Selby überraschend bei Inez auftaucht.

Inez saß, an ihrem Schreibtisch. Um sie herum waren juristische Bücher gestapelt, und während Selby sie beobachtete, zog sie einen Stoß Urkundenpapier zu sich heran und begann Auszüge aus dem Buch abzukritzeln, in dem sie eben las. Sekundenlang betrachtete Selby ihr

Profil, die Konzentration ihrer Augen, die intellektuelle Stirn, die auf Denkfähigkeit schließen ließ, die feine, gerade Nase, den weiblichen Mund, die ebenen Linien ihres Kinns und des Halses. An den glatten Stellen ihres tief gewellten Haars sah man den Widerschein des Lichts.

Mitten im Schreiben hielt sie plötzlich inne, blickte über ihre Schulter, runzelte verärgert die Stirn und schwang sich dann in ihrem Drehstuhl herum.

Selby sah, wie ihre Augen sich vor Überraschung weiteten. Einen Augenblick wich ihr alle Farbe aus dem Gesicht. Dann glühte es plötzlich. Aber es war Würde in ihrer Haltung, als sie auf ihn zukam.

„Doug!“ rief sie aus, wollte noch etwas anderes sagen, ließ es dann aber.

Selby stand da und hielt ihre beiden Hände fest. „Hallo, Kollegin“, sagte er grinsend.

Ihre Augen waren hungrig. Sie sagte nichts, hob aber unvermittelt das Gesicht, und Selby spürte die warme, be-

bende Liebkosung ihrer Lippen. Dann war sie wieder weg und lachte nervös.

„Himmel, Doug. Ich werde sentimental—alles um einen im Dienste ergrauten Kollegen.“ (S. 31)

Inez was seated at her desk. Law books were piled high around her, and as Selby watched, she pulled a pad of legal foolscap toward her and started scribbling excerpts from the law book she was reading.

For several seconds Selby stood watching her profile, the concentration of her eyes, the intellectual forehead that indicated a capacity for thought, the straight, delicate nose, the feminine mouth, the smooth lines of her chin and throat. The light caught and reflected the highlights of deeply waved hair.

She suddenly paused in the middle of her writing, glanced up over her shoulder, frowned with annoyance, then swung around in her swivel chair for a better look.

Selby saw her eyes widen with surprise. For a moment the color drained

from her face. Then it was flushed and dark. But there was dignity in her manner as she came toward him.

„Why, Doug!” she exclaimed, started to say something else, then stopped.

Selby stood with both of her hands in his.

„Hello, Counselor,” he said, grinning.

Her eyes were hungry. She said nothing, but abruptly raised her face, and Selby felt the warm, tremulous caress of her lips, and then she was away from him, laughing nervously.

„Heavens, Doug. I’m getting sentimental—for a veteran counselor.”

Der letzte Satz ist offenbar falsch übersetzt, denn mit dem altgedienten Anwalt meint sie sich wohl selbst.

Die nächste Szene, in der Selby über eine Klientin von Carr berichtet, zeigt Inez’ Verfassung sehr deutlich.

„Wie meinst du das, Doug?“

„Ich erinnere mich nicht mehr der genauen Worte“, sagte Selby, „aber Sylvia Martin traf den Nagel auf den Kopf. Sie

meinte, die Frau verwendet so viel Zeit auf ihren Körper, wie die Durchschnittsfrau für ihren Haushalt braucht, inklusive Einmachen, Kochen, Geschirrspülen, Sockenstopfen, Kinderpflege und allem, was sonst noch dazu gehört.“

Inez Stapletons Gesicht wurde zur Maske, als der Name Sylvia Martin fiel. Selby, der das Alarmzeichen nicht bemerkte, sprach weiter. (S. 67f)

„How do you mean, Doug?“

Selby said, „I can't remember the exact words, but Sylvia Martin really covered it by saying that the woman put in as much care on her body as the average woman does on running a household, putting up preserves, cooking for her husband, washing dishes, getting the children off to school, darning their socks and all of the rest of the things that go with running a household.“

Inez Stapleton's face became as a mask at the mention of Sylvia Martin. Selby, not noticing the danger signal, went on talking.



Wie diese tragische Liebesgeschichte endet, erfahren wir leider nicht, weil Selby an Ende zu seinem neuen Einsatzort abreist, nicht ohne zuvor von beiden Frauen zum Abschied geküsst worden zu sein – man weiß ja nicht, ob ein Soldat aus dem Krieg wiederkommt; da steigern sich die Emotionen.



Irene Rodrian

Im Bann des  
**TIGERS**

Der erste Fall für Llimona 5

UNI**V**ERSO

**Irene Rodrian**

***Llimona 5 #2: Im Bann des Tigers (2003)***

**Universo 209 (TB 320 S./€ xx)**

**Langenfeld 2014**

**Genre: Krimi**

Ein weißer Citroen Berlingo stand halb auf dem Gehweg im löchrigen Schatten einer Platane. Der Mann am Steuer trug eine schwarze Uncle-Sam-Snapcap und eine verspiegelte Sonnenbrille. Sein linker Arm ragte aus dem Fenster, die Finger waren oben in die Dachrinne gehakt. Ein knappes rotes Muscleshirt zeigte den durchtrainierten Körper und ein gewaltiges Tattoo auf Schulter und Oberarm: rot züngelnde Flammen und davor ein gelbäugiger Tiger mit langen spitzen Zähnen im weit-aufgerissenen Maul.

Der Mann schnippte eine bis auf den Filter heruntergerauchte Zigarette aus dem Fenster, sie verglühte auf einem Berg anderer Kippen. Neben ihm auf dem Beifahrersitz lag ein auf die Hälfte zusammengefaltetes Blatt Papier mit Schmutzspuren und zerfransten Ecken.

Er nahm es hoch und klappte es auf. Ein digitales Farbfoto. Blauer Himmel, blaues Meer. Ein Junge kam aus dem Wasser gerannt und lachte in die Kamera. Er schob eine kleine Bugwelle vor sich her. Das nasse Haar klebte ihm wie eine Kappe auf dem Kopf, sein dünner Kinderkörper war braungebrannt, die roten Badeshorts rutschten ihm über die Hüften. Kein Zweifel, es war derselbe Junge. (S. 6f)

Pia Cortés-Casares hat zusammen mit Anna, Dagmar, Janet und Barbara in Barcelona die Detektei „Llimona 5“ gegründet.

In ihrem ersten Fall bekommen die fünf Frauen den Auftrag, einem gewissen Jonathan Smith Personenschutz zu geben. Außerdem stellen sie fest, dass in den letzten drei Wochen vier kleine Mädchen spurlos verschwunden sind, so dass die Detektivinnen sich auch dieses Problems annehmen.

*Im Bann des Tigers* ist ein unterhaltsamer Krimi mit portugiesischem Flair.



thriller  
ro  
ro  
ro

Chester  
**HIMES**

**Heiße Nacht  
für kühle Killer**



## **\*Himes, Chester: Heiße Nacht für kühle Killer**

**Chester Himes [Chester Bomar Himes, 1909–1984]**

*Coffin Ed Johnson & Grave Digger Jones 2: Heiße Nacht für kühle Killer*

*(The Real Cool Killers, 1959)*

rororo 42 714 (TB 138 S./DM 5,80)

Reinbek bei Hamburg 1985, 32.–43.

Tausend

Aus dem Amerikanischen von Wilm Wolfgang Elwenspoek

Genre: Krimi

Big Smiley beugte sich über die Bartheke und packte den Messerhelden mit den rotunterlaufenen Augen an den Jackenaufschlägen und hob ihn vom Boden hoch.

„Gib mir mal das Messer da, Kleiner, ehe ich dich zwingen, es zu fressen“, sagte er gelassen lächelnd, als ob das Ganze ein Witz wäre.

Der Messerheld wand sich unter Big Smileys Griff und schlug ihm mit dem Messer auf den Arm. Der weiße Stoff

von Big Smileys Jacke platzte auf wie ein berstender Ballon, und aus dem Fleisch unter seiner schwarzen Haut ergoß sich der rote Strom.

Blut spritzte.

Big Smiley blickte auf seinen verletzten Arm. Er hielt den kleinen Messerhelden am Kragen seiner Jacke noch immer frei in der Lufe Seine Augen hatten einen überraschten Ausdruck. Seine Nüstern blähten sich. „Du hast mich geschnitten? Das kann doch wohl nicht wahr sein“, sagte er. Seine Stimme klang ungläubig.

„Und ich schneid dich gleich nochmal“, keuchte der kleine Messerheld und wand sich in seinem Griff.

Big Smiley ließ ihn los, als ob er glühendheiß geworden wäre.

Der kleine Mann landete auf den Füßen und schlug mit dem Messer nach Big Smileys Gesicht.

Big Smiley fuhr rechtzeitig zurück und griff mit der rechten Hand unter die Theke. Er zog eine Feuerwehrraxt mit kurzem Stiel heraus. Der Stiel war rot



lackiert, die gebogene Klinge rasiermesserscharf.

Der kleine Messerheld machte einen Luftsprung und hieb wieder nach Big Smiley. Er nahm es mit seinem Messer gegen Big Smileys Axt auf.

Big Smiley parierte mit einem rechten Schwinger der rotstieligen Axt. Die Klinge der Axt traf den Arm des Messerhelden mitten im Schlag und trennte ihn unmittelbar unter dem Ellbogen ab, als ob er guillotiniert worden wäre.

Der abgetrennte Arm samt Jackenärmel segelte durch die Luft, besprengte die nächststehenden Zuschauer mit Blutstropfen, landete auf dem mit Lino-leum ausgelegten Boden und glitt in einer der Nischen unter den Tisch, ohne daß die Hand daran das Messer losgelassen hätte.

Der kleine Messerheld landete auf den Füßen, vollführte mit seinem halben Arm immer noch schlagende Bewegungen. Er war zu betrunken, um voll zu erfassen, was geschehen war. Er sah, daß die untere Hälfte seines Arms fehlte; er sah, wie Big Smiley die Axt mit

dem roten Stiel schwang. Er dachte, Big Smiley würde noch einmal zuschlagen.

„Wart nur, verfluchter Mutterschänder, bis ich meinen Arm finde“, schrie er gellend. „Er hat noch mein Messer in der Hand.“

Er ließ sich auf die Knie fallen, und fing mit der linken Hand an, auf dem Boden herumzutasten und nach seinem abgetrennten Arm zu suchen. Das Blut schoß aus seinem zuckenden Armstumpf wie aus der Mündung eines Schlauchs. (S. 8f)

Big Smiley leaned across the bar and grabbed the red-eyed knifeman by the lapels of his mackinaw and lifted him from the floor.

„Gimme that chiv, shorty, ‘fore I makes you eat it,” he said lazily, smiling as though it were a joke.

The knifeman twisted in his grip and slashed him across the arm. The white fabric of his jacket sleeve parted like a burst balloon and his black-skinned muscles opened like the Red Sea.

Blood spurted.

Big Smiley looked at his cut arm. He was still holding the knifeman off the floor by the mackinaw collar. His eyes had a surprised look. His nostrils flared.

„You cut me, didn't you?" he said. His voice sounding unbelieving.

„Ah'll cut you again," the little knifeman said, wriggling in his grip.

Big Smiley dropped him as though he'd turned hot.

The little knifeman bounced on his feet and slashed at Big Smiley's face.

Big Smiley drew back and reached beneath the bar counter with his right hand. He came up with a short-handled fireman's axe. It had a red handle and a honed, razor-sharp blade.

The little knifeman jumped into the air and slashed at Big Smiley again, matching his knife against Big Smiley's axe.

Big Smiley countered with a right cross with the red-handled axe. The blade met the knifeman's arm in the middle of its stroke and cut it off just below the elbow as though it had been guillotined.

The severed arm in its coat sleeve, still clutching the knife, sailed through the air, sprinkling the nearby spectators with drops of blood, landed on the linoleum tile floor, and skidded beneath the table of a booth.

The little knifeman landed on his feet, still making cutting motions with his half arm. He was too drunk to realize the full impact. He saw that the lower part of his arm had been chopped off; he saw Big Smiley drawing back the red-handled axe. He thought Big Smiley was going to chop at him again.

„Wait a minute, you big mother-raper, till Ah finds my arm!“ he yelled. „It got my knife in his hand.“

He dropped to his knees and began scrambling about the floor with his one hand, searching for his severed arm. Blood spouted from his jerking stub as though from the nozzle of a hose.

Der Ort der Handlung ist das Dew Drop Inn in Harlem. Ein völlig betrunkenener Schwarzer greift mit einem Messer einen weißen Vertreter für King-Cola an, der ahnungslos

an der Bar steht und trinkt. Der Barkeeper Big Smiley hackt dem Angreifer mit einer Axt einen Arm ab, woraufhin sich der Trubel wieder legt.

Der Weiße, der Ulysses Galen heißt, wie sich später herausstellt, verlässt die Bar, woraufhin er erneut in die Bredouille gerät: Ein junger schwarzer Schuhputzer namens Sonny Pickman verfolgt ihn und schießt unaufhörlich mit einem Revolver auf ihn.

Instinktiv sprang er gleichzeitig hoch und zur Seite, fort von dem heranrasenden Wagen. Es war ein groteskes Bild, wie er Arme und Beine hochriß.

In diesem Augenblick erreichte Sonny die Gruppe der Araber und feuerte auf den Weißen, noch ehe dessen Füße den Boden wieder erreicht hatten. Die orangefarbene Abschlußflamme beleuchtete Sonnys verzerrtes Gesicht

Ein Zucken durchlief den Körper des Weißen, dann fiel er schlaff in sich zusammen. Mit ausgespreizten Gliedmaßen und dem Gesicht nach unten landete er auf dem Pflaster. Dort blieb er regungslos liegen.

Sonny rannte mit der rauchenden Waffe in der Hand zu ihm hin. Vom grellen Licht der Scheinwerfer wurde er hell angestrahlt. Er sah auf den Weißen hinunter, der mitten auf der Fahrbahn lag, und begann zu lachen. Er bog sich vor Lachen, wedelte mit den Armen, und sein ganzer Körper zuckte. (S. 11f)

Instinctively he leaped high and sideways, away from the oncoming car. His arms and legs flew out in grotesque silhouette.

At that instant Sonny came abreast of the Arabs and shot at the leaping white man while he was still in the air.

The orange blast lit up Sonny's distorted face and the roar of the gunshot sounded like a fusillade.

The big white man shuddered and came down limp. He landed face down and in a spread-eagled posture. He didn't get up.

Sonny ran up to him with the smoking pistol dangling from his hand. He was starkly spotlighted by the car's headlights. He looked at the white man lying

face down in the middle of the street and started laughing. He doubled over laughing, his arms jerking and his body rocking.

Galen bricht zusammen, woraufhin Sonny einen Freudentanz aufführt. Sein Jubel erlischt allerdings jäh, als sich herausstellt, dass Galen tot ist. Eigentlich kann das nicht möglich sein, weiß Sonny, denn er hat mit einem Schreckschussrevolver geschossen, in den man des Kalibers wegen keine scharfen Patronen laden kann. Die Gerichtsmedizin stellt später fest, dass es noch einen zweiten Schützen gegeben haben musste, der Galen in den Kopf getroffen hat.

Den herbeigeeilten schwarzen Detectives Coffin Ed Johnson und Grave Digger Jones gelingt es, Sonny festzunehmen und ihm Handschellen anzulegen. Doch da nähert sich eine Gruppe jugendlicher Möchtegernbanditen, die sich die Real Cool Moslems nennen und sich aus Jux als Araber verkleidet haben.

Einer dieser vermeintlichen Moslems lässt in Richtung Coffin Ed einen fahren,

und ein zweiter sprüht dem Detective Parfüm ins Gesicht.

Coffin Ed begriff das Ganze erst, als Sonny und seine Freunde in Gelächter ausbrachen. Dann verzerrte sich sein Gesicht in schwarzer Wut.

„Halunken!“ brüllte er heiser. Er versetzte dem sich verneigenden Araber einen Tritt, daß er sich überschlug, und richtete drohend seinen Revolver auf ihn.

„Langsam, Mann, langsam“, sagte Grave Digger und versuchte ein unbewegtes Gesicht zu zeigen. „Du kannst doch nicht auf einen schießen, nur weil er dich anfurzt.“

„So, du Ungeheuer“, schrie ein dritter Araber, der plötzlich eine Flasche in der Hand hatte, deren Inhalt er Coffin Ed entgegenspritzte. „Duftete süß!“

Coffin Ed sah das Blinken der Flasche, die spritzende Flüssigkeit. Er duckte sich und riß seinen Revolver hoch.

„Das ist doch nur Parfüm“, schrie der Araber entsetzt.



Aber in Coffin Eds Kopf rauschte das Blut so laut, daß er ihn nicht hörte. Er dachte nur an einen Gangster namens Hank, der ihm einmal Säure ins Gesicht geschleudert hatte. Und jetzt sah es so aus, als ob ihn wieder einer mit Säure bespritzte. Die aufwallende, brennende Wut verwandelte sein Gesicht zu einer Maske, seine zernarbten Lippen entblößten zusammengebissene, fletschende Zähne.

Er feuerte rasch hintereinander zwei Schüsse ab. Der Araber mit der halbvollen Parfumflasche in der Hand sagte leise „Oh“ und sank langsam auf das Pflaster. In der Menge hinter ihm schrie gellend eine Frau auf, als eines ihrer Beine unter ihr nachgab. (S. 19)

Coffin Ed didn't get it until Sonny and his friends laughed in amazement. Then his face contorted in black rage.

„Punks!“ he grated harshly, somersaulted the bowed Arab with one kick, and leveled on him with his pistol as if to shoot him.

„Easy man, easy,” Grave Digger said, trying to keep a straight face. „You can’t shoot a man for aiming a fart at you.”

„Hold it, monster,” a third Arab cried, and flung liquid from a glass bottle toward Coffin Ed’s face. „Sweeten thyself.”

Coffin Ed saw the flash of the bottle and the liquid flying and ducked as he swung his pistol barrel.

„It’s just perfume,” the Arab cried in alarm.

But Coffin Ed didn’t hear him through the roar of blood in his head. All he could think of was a con man called Hank throwing a glass of acid into his face. And this looked like another acid thrower. Quick scalding rage turned his acid-burnt face into a hideous mask and his scarred lips drew back from his clenched teeth. He fired two shots together and the Arab holding the half-filled perfume bottle said, „Oh,” softly and folded slowly to the pavement. Behind, in the crowd, a woman screamed as her leg gave beneath her.

Coffin Ed ist immer noch traumatisiert von dem Säureattentat, das auf sein Gesicht ausgeübt wurde, so dass er auf das Parfümpanisch reagiert und den Jungen erschießt.

Im allgemeinen Tumult gelingt Sonny die Flucht.

Im Weiteren folgen wir den Real Cool Moslems zu ihrem Hauptquartier, der Wohnung der uralten Oma ihres Anführers, der nur als der Scheich bekannt ist. Dort trifft man sich wieder, legt die Verkleidung ab und bedauert den Verlust von Caleb, wie der erschossene Junge heißt. Mit von der Partie sind zwei halbwüchsige Mädchen namens Sissie und Sugartit, wobei die Letztere in Wirklichkeit Evelyn heißt und die Tochter von Coffin Ed ist, was aber keinem der Real Cool Moslems bekannt ist. Sugartit ist auf ihren strengen und cholerischen Vater nicht gut zu sprechen und treibt sich lieber mit den Mächtigergangstern herum; wenn sie erfahren sollte, dass ihr Vater ein Mitglied ihrer Clique grundlos erschossen hat, dann wird sie ausrasten.

Auf der Suche nach Sonny, der nicht zu den Real Cool Moslems gehört, sondern von diesen als Gefangener betrachtet wird,

durchkämmt die Polizei das ganze Viertel. Sonny, dem man zwar die Kette der Handschellen durchtrennen, ihn aber nicht endgültig von den Fesseln befreien konnte, soll auf Anweisung des Scheichs in Begleitung von Inky aufs Dach gehen und so tun, als wolle er den Tauben das Nachtfliegen beibringen; außerdem soll er sich Caleb nennen. Inky hat Zweifel, ob die weißen Polizisten darauf hereinfallen werden.

„Oh“, machte Inky. Und kurz darauf erkundigte er sich: „Und was soll ich den Bullen sagen, wenn sie mich fragen, was ich da oben mache?“

„Verdammt, du sagst den Bullen, daß Caleb dir beibringen will, wie man Tauben dressiert.“

Inky bückte sich und rieb wieder sein Schienbein. Ohne aufzublicken, fragte er: „Meinst du wirklich, daß die Bullen mir das abnehmen, Scheich? Glaubst du, die sind so verrückt, daß sie einem glauben, er würde bei dem ganzen Tumult hier in der Gegend Tauben dressieren?“

„Ach, das sind doch weiße Bullen“, meinte der Scheich verächtlich. „Die halten doch alle Nigger für verrückt. Du und Sonny, ihr braucht euch nur dämlich genug anzustellen, dann fressen sie es wie Schokoladeneis. Die werden euch höchstens in den Hintern treten und sich darüber totlachen, wie verrückt Nigger sind. Und wenn sie nach Haus kommen, erzählen sie ihrer Alten und jedem, den sie treffen, daß sie auf einem Dach zwei dämliche Nigger gefunden haben, die in der Nacht Tauben dressieren wollten, während die größte Razzia stattfand, die es in Harlem je gegeben hat. Ihr werdet sehen, daß es so kommt.“ (S. 47)

„Oh!“ Inky said. After a moment he asked, „What I’m gonna tell the cops when they ask me what I’m doin’?“

„Hell, you tell the cops Caleb is teachin you how to train pigeons.“

Inky bent over and started rubbing his shins again. Without looking up he said, „You reckon the cops gonna fall for that, Sheik? You reckon they gonna be

crazy enough to believe anybody's gonna be flying pigeons with all this going on all around here?"

„Hell, these is white cops," Sheik said contemptuously. „They believe spooks are crazy anyway. You and Sonny just act kind of simpleminded. They gonna to swallow it like it's chocolate ice cream. They ain't going to do nothing but kick you in the ass and laugh like hell about how crazy spooks are. They gonna go home and tell their old ladies and everybody they see about two simpleminded spooks up on the roof teaching pigeons how to fly at night all during the biggest dragnet they ever had in Harlem. You see if they don't."

Der sicherste Weg für einen Schwarzen, einen Weißen hereinzulegen, ist, sich dumm zu stellen. Mag ein Weißer auch kein Wort von dem glauben, was ein Schwarzer sagt, aber dass dieser hoffnungslos blöd ist, das glaubt ein Weißer sofort.

*Heiße Nacht für kühle Killer* ist ein unglaublich mitreißender Roman. Chester Himes beschreibt das Milieu der Schwarzen

im damaligen Harlem – wobei er sich wohl mehr an der Vorkriegszeit orientiert als an den fünfziger Jahren – in grellsten Farben.

Sein Stil ist täuschend schlicht und doch aufs Raffinierteste ausgeklügelt, was auch in der vorzüglichen deutschen Übersetzung spürbar ist. Himes erzählt wie ein völlig unabhängiger Berichterstatter, so, als würden ihn die Vorgänge überhaupt nicht berühren und er nur gelangweilt wiedergeben, was er gesehen oder gehört hat. Gerade durch diese scheinbare Objektivität und Neutralität erhalten die haarsträubenden Ereignisse, die der Autor schildert, ihre dramatische Wirkung auf den Leser.

Was sich beispielsweise die beiden Detectives an Brutalitäten gegenüber schwarzen Kriminellen jeder Sorte leisten, ist barbarisch; kein weißer Polizist, wie sehr er auch die Schwarzen verachten mag, würde es wagen, so über die Stränge zu schlagen, aus Angst, er könnte Rassenunruhen hervorrufen.

Es folgen noch ein paar markante Zitate. Im ersten erklärt Big Smiley, wie es die schwarzen Ehefrauen mit der Treue halten.

„[...] Keine farbige Frau hält es für Untreue, wenn sie sich mit einem Weißen abgibt. Die sehen darin nichts anderes als eine Dienstleistung, nur mit dem Unterschied, daß es besser bezahlt wird als Arbeit und weniger anstrengend ist. Außerdem nimmt's nicht viel Zeit in Anspruch. Und die Männer denken genauso. Beide Teile, Männer wie Frauen, halten es für dasselbe, wie Geld auf der Straße finden. Und damit meine ich nicht nur Gesindel, ich meine Kirchgänger und Christen und alle übrigen.“  
(S. 53)

„[...] A colored woman don't consider diddling with a white man as being unfaithful. They don't consider it no more than just working in service, only they is getting better paid and the work is less straining. 'Sides which, the hours is shorter. And they old men don't neither. Both she and her old man figger it's like finding money in the street. And I don't mean no cruisers neither; I means church people and Christians and all the rest.”



Wehe allerdings, eine schwarze Ehefrau lässt sich mit einem Schwarzen ein – die hat mit den schlimmsten Prügeln zu rechnen.

Aber auch die schwarzen Frauen wissen ihre Männer im Zaum zu halten, wie die folgende Unterhaltung zeigt.

In der darauffolgenden Pause wurde die gezierte Stimme eines der gepflegten schwarzen Beaus laut: „Ich habe ihren Mann nicht mal angesehen, da springt die auf und haut mir die Whiskyflasche über den Kopf!“

„Diese schwarzen Hexen sind so brutal“, stimmte sein Begleiter zu. (S. 56)

In the pause that followed, one of the marcelled ebonies was heard saying in a lilting voice, „I positively did not even look at her man, and she upped and knocked me over the head with a whisky bottle.“

„These black bitches are so violent,“ his companion said.

Wie es scheint, befinden wir uns gerade in einer schwarzen Schwulenbar, deren regelmäßige Gäste eine besondere Gefahr für schwarze Ehemänner darstellen.

Beim Durchsuchen der Wohnung des Scheichs müssen die weißen Polizisten, von denen einer den Spitznamen Professor trägt, auch die Oma, die vermutlich eher die Uroma ist, was sie aber nicht mehr so genau weiß, befragen.

Beim Anblick der alten Frau, die arglos in ihre Stopferei vertieft war, setzte der Sergeant dazu an, seine Mütze abzunehmen, erinnerte sich dann, daß er im Dienst war, und behielt sie auf.

„Schließen Sie Ihre Tür nie ab, Oma?“ fragte er freundlich.

Granny sah die Polizisten über den Rand ihrer altmodischen Brille an, und ihre alten Finger kamen über dem Stopfset zur Ruhe.

„Nein, Sir. Ich hab nichts, was sich zu stehlen lohnt, und einer alten Frau wie mir tut niemand was zuleide.“

Der Sergeant sah sich mit seinen leicht vorquellenden blauen Augen in

der Küche um. „Sie haben es hier aber mächtig sauber, Oma“, stellte er überrascht fest.

„Ja, Sir. Es tut auch keinem was schaden, seine Wohnung sauber zu halten, und meine alte Missy hat immer gesagt, Sauberkeit käme gleich nach Gutheit.“

In ihren alten, milchigen Augen stand eine angstvolle Frage, die sie nicht zu stellen wagte, und ihr alter, magerer Körper begann zu zittern.

„Sie meinen Güte“, sagte der Sergeant.

„Nein, Sir, ich meine Gutheit. Ich weiß doch, was sie gesagt hat.“

„Sie meint, Sauberkeit kommt gleich nach der Gläubigkeit“, mischte sich der Corporal ein.

„Der Professor“, sagte einer der Polizisten spöttisch.

Granny stülpte die Lippen vor. „Ich weiß, was meine Missy gesagt hat. Gutheit hat sie gesagt.“

„Waren Sie noch in der Sklaverei?“ fragte der Sergeant, als ob ihm plötzlich ein unerwarteter Gedanke gekommen wäre.

Die anderen sahen die alte Frau mit überraschtem Interesse an.

„Das weiß ich wirklich nicht mehr, Sir. Aber es mag wohl so sein.“

„Wie alt sind Sie denn?“

Ihre Lippen bewegten sich lautlos; offenbar rechnete sie angestrengt nach.

„Sie muß mindestens hundert sein“, meinte der Professor. (S. 59)

At the sight of the very old woman working innocently at her darning, the sergeant started to remove his cap, then remembered he was on duty and kept it on.

„You don't lock your door, Grandma?“ he observed.

Granny looked at the cops over the rims of her ancient spectacles and her old fingers went lax on the darning egg.

„Naw suh, Ah ain't got nuthin' for nobody to steal and ain't nobody want nuthin' else from an old 'oman like me.“

The sergeant's beady blue eyes scanned the kitchen. „You keep this place mighty clean, Grandma,“ he remarked in surprise.

„Yes suh, it don't kill a body to keep clean and my old missy used to always say de cleanness is next to the goddess.”

Her old milky eyes held a terrified question she couldn't ask and her thin old body began to tremble.

„You mean goodness,” the sergeant said.

„Naw suh, Ah means goddess; Ah knows what she said.”

„She means cleanliness is next to godliness,” the corporal interposed.

„The professor,” one of the cops said.

Granny pursed her lips. „Ah know what my missy said; goddess, she said.”

„Were you in slavery?” the sergeant asked as though struck suddenly by the thought.

The others stared at her with sudden interest.

„Ah don't rightly know, suh. Ah 'spect so though.”

„How old are you?”

Her lips moved soundlessly; she seemed to be trying to remember.

„She must be all of a hundred,” the professor said.

Ob die Oma jetzt die gute alte Sklavennege-  
rin nur spielt, um die Polizisten zu täu-  
schen, oder ob sie tatsächlich noch die  
Sklaverei erlebt hat und im Greisenalter in  
den alten Slang zurückfällt, das weiß nicht  
einmal der Autor.



**JOACHIM  
BAUER**

**REALITÄTS  
VERLUST**



Wie KI und virtuelle Welten  
von uns Besitz ergreifen –  
und die Menschlichkeit bedrohen

HEYNE <



**Joachim Bauer**

***Realitätsverlust. Wie KI und virtuelle Welten von uns Besitz ergreifen – und die Menschlichkeit bedrohen***

**Heyne 21 853 (HC 236 S./€ 22,00)**

**München 2023, 2. Auflage**

**Genre: Sachbuch**

Wenn wir sie als Werkzeuge benutzen, anstatt uns zu ihren Werkzeugen machen zu lassen, können digitale Produkte unser Leben bereichern. Doch wir sind dabei, den Kipp-Punkt zu überschreiten.

Digitale Angebote haben begonnen, unser Leben in Besitz zu nehmen. Ohne dass es uns auffällt, nehmen sie uns sanft an die Hand und ersetzen die analoge, zwischenmenschliche Realität mit ihren digitalen Kommunikationskanälen und Erlebnisräumen. Der Wandel kommt wie eine Hilfestellung einher: Man hilft uns beim Gehen, bis wir nicht mehr gehen können. Man hilft uns beim Denken, bis wir nicht mehr denken können.

Chat-GPT, Bard, DALL-E, Midjourney: Eine merkwürdige Ehrfurcht vor der Potenz der digitalen Angebote und der Glaube an ihre Versprechungen haben nicht nur Millionen Konsumenten erfasst, sondern auch akademische Kreise und wissenschaftliche Kommissionen. Zugleich versucht das Narrativ des Transhumanismus, eine gefährliche digitale Mystik, die Grenzen zwischen Realität und Virtualität verschwimmen zu lassen. (S. 9)

Internet, Soziale Medien, Transhumanität und insbesondere Virtuelle Welten locken den Menschen unserer Zeit weg aus der tristen Realität in neue, wundersame Gefilde. Joachim Bauer vergleicht diesen Trend mit den kirchlichen Jenseitsmythen des Mittelalters und befürchtet, dass wir hinter die Aufklärung zurückfallen könnten.

Die Gefahr der Sozialen Medien insbesondere für Kinder wird zur Zeit stark thematisiert, aber in der Künstlichen Intelligenz sehen viele Kommentatoren einen Hoffnungsbringer, während andere vor ei-

ner drohenden Unterjochung durch Maschinengehirne warnen.

Allerdings ist es, so zeigen neuere Studien, mit der sogenannten Künstlichen Intelligenz nicht weit her. Ihre Schöpfer bezeichnen sie daher auch richtiger als Sprachmodelle: Diese Programme sind mit allen greifbaren Texten aus Büchern, Zeitungen und dem Internet gefüttert worden und suchen sich, wenn man ihnen eine Frage stellt, aus ihrem Fundus eine passende Stelle heraus, die ihnen als Antwort geeignet scheint. Dabei haben diese Sprachmodelle offenbar die Neigung, beim Fehlen passender Antworten auf weniger zutreffende zurückzugreifen, was bedeutet, dass auf keine einzige Aussage einer Künstlichen Intelligenz wirklich Verlass ist. Eine Bedrohung kann dieses Phänomen daher nur dann werden, wenn man es für ernsthafte Aufgaben einsetzt und sich ohne Überprüfung auf die Richtigkeit der Ergebnisse verlässt.

Joachim Bauer klärt uns in *Realitätsverlust* über sämtliche Gefahren der Schönen Neuen Welt, in die wir hineindriften, auf, so

dass wir den Bedrohungen wenigstens auf persönlicher Ebene begegnen können.

Zum Autor: Prof. Dr. med. Joachim Bauer ist Neurowissenschaftler, Arzt und Psychotherapeut. Nach erfolgreichen Jahren an der Universität Freiburg lehrt und arbeitet er heute in Berlin. Für seine Forschungstätigkeit wurde er mehrfach ausgezeichnet.



Mental Enterprises  
+

Dr. med. Michael Nehls



# DAS INDOKTRINIERTES GEHIRN

Wie wir den globalen Angriff auf unsere  
mentale Freiheit erfolgreich abwehren

SPIEGEL  
Bestseller

## **Michael Nehls**

***Das indoktrinierte Gehirn. Wie wir den globalen Angriff auf unsere mentale Freiheit erfolgreich abwehren***

**Mental Enterprises (PB 384 S./€ 22,00)**

**Vörstetten 2023, 5. Auflage**

**Genre: Sachbuch**

Alles Geschehen aus Absichten ist reduzierbar auf die Absicht der Mehrung von Macht.

Friedrich Nietzsche (1844–1900)

Die Corona-Pandemie war für mich ein Augenöffner – zum einen, weil ich die Ereignisse hautnah miterlebt habe und zum anderen, weil es sich um eine medizinische bzw. immunologische Thematik handelt, bei der ich die nötige Expertise mitbringe, die Sachverhalte beurteilen zu können: Zum ersten Mal wurde mir in vollem Umfang bewusst, wie weit Menschen gehen können, um ihre Ziele durchzusetzen, selbst wenn dies bedeuten würde, über (Berge von) Leichen zu gehen. Mehrere Jahre darauffolgender, intensiver Recherche

fürten mich zu der Schlussfolgerung, dass diese Berge, auf dem Wege der Verwirklichung dieses besonderen Ziels, das verborgen im Hintergrund der Geschehnisse die globale Marschrichtung definiert, noch in den Himmel wachsen könnten. Seit dem Moment, als ich dies erkannte, fragte ich mich täglich: Passt dies tatsächlich? (S. 15)

Es gab einmal eine Zeit, als Zeitungen und Rundfunk das Wissen der Menschen um die Vorgänge in der Welt bestimmten. Durch das Internet und das Auftreten alternativer Medien wurde dieses Monopol infrage gestellt, was die Regierungen Deutschlands und vieler anderer Staaten veranlasste, ihre Sicht der Dinge mit aller Kraft durchzudrücken. Wie Michael Nehls ausführt, konnte man das am besten und deutlichsten bei der Corona-Pandemie beobachten, als die Herrschenden die Parole „Follow the Science“ ausgaben und gleichzeitig dafür sorgten, dass nur die ihnen genehmen Wissenschaftler zu Wort kamen und die Meinungen von Abweichlern unterdrückt und de-



ren Vertreter diffamiert und sogar beruflich kaltgestellt wurden.

Seit Abklingen der Pandemie werden verstärkte Anstrengungen unternommen, den während jener Zeit herrschenden Idealzustand fortzuschreiben: „Demokratieförderungsgesetz“, „Netzwerkdurchsetzungsgesetz“, „Medienfreiheitsgesetz“, „Wehrhafte Demokratie“, „Verfassungsschutzrelevante Delegitimierung des Staates“, und so weiter, sind Schlagworte dafür, dass die Regierung ihre Deutungshoheit in jedem Fall bewahren will. Dabei nutzt sie nicht nur die Justiz, sondern setzt von ihr finanzierte Nichtregierungsorganisationen ein, um abweichende Meinungsäußerungen auch unterhalb der Strafbarkeitsschwelle zu verfolgen.

Am weitesten auf diesen Pfad ist zurzeit Kanada, wo ein Gesetz vorbereitet wird, wodurch Äußerungen, die von der Regierung als Hassverbrechen bewertet werden, mit bis zu lebenslanger Haft bestraft werden können.

In seinem Werk *Das indoktrinierte Gehirn* bietet uns Michael Nehls Hilfestellungen an,

wie wir mit eigenem Denken zu eigenen Schlüssen kommen können.

Zum Autor: Privatdozent Dr. med Michael Nehls ist Arzt und habilitierter Molekulargenetiker mit Schwerpunkt Immunologie. Als Grundlagenforschung entschlüsselt er die genetischen Ursachen verschiedener Erbkrankheiten, sowohl an deutschen als auch an internationalen Forschungseinrichtungen. Zwei seiner Entdeckungen veröffentlichte er in Zusammenarbeit mit verschiedenen Nobelpreisträgern.



JÖRG  
MAURER



❖ | SCHERZ

## \*Maurer, Jörg: Tod greift nicht daneben

**Jörg Maurer [1953–]**

*Hubertus Jennerwein 7: Der Tod greift nicht daneben. Alpenkrimi*

Scherz (PB 444 S./€ 14,99)

Frankfurt am Main 2015, 3. Auflage

Genre: Science Fiction Thriller

Es war an der Zeit, etwas Neues anzufangen. Doch bevor ich mit der Niederschrift dieses Romans begann, dachte ich, dass es nicht schaden könnte, ein paar Tage Urlaub zu machen. Mein Weg führte mich nach Rumänien. Wer mir den Tipp gegeben hat, gerade dorthin zu fahren, ist nicht mehr zu eruieren. Auf der Höhe von Târgoviște bekam ich jedenfalls einen Anflug von Hunger. Ich nahm die Autobahnausfahrt Brașov, lief hinunter zum Marktplatz, zur sehenswerten und oft abgelichteten Piața Sfatului. Rund um die dichtgedrängten Crenvurșji-Buden duftete es verführerisch nach den echt sieben-bürgischen Gepritschelten Krumbien. Doch mir stand der Sinn mehr nach einer in Pa-

pier eingewickelten Banater Bratwurst, aus der das Fett nur so tropfte. Ich kaufte mir eine dieser Köstlichkeiten und verschlang sie voll Heißhunger. Auffällig war das Einwickelpapier, das über und über mit einer eleganten, aber zitterigen Handschrift beschrieben war. Das Wort *omor* stach heraus. Zerstreut warf ich das Papier in einen Abfallkübel und fuhr weiter. Doch das Wort spukte mir im Kopf herum. Omor. Kurz vor Bukarest fuhr ich rechts ran, um einen neugierigen Blick ins Wörterbuch Rumänisch-Deutsch zu werfen. Mord. *Omor* hieß Mord. (S. 7)

Hier erzählt der Autor gerade, wie er auf einer Reise in Rumänien bei dem Geruch von Gepritschelten Krumbien das Motiv zu diesem Roman fand.

Eine Hand liegt in einem dunklen, kühlen Raum. Es ist ein Tresor. Sie ruht vollkommen entspannt, mit dem Handrücken nach oben, auf weichem Samt. Ein leises Fiepen ertönt. Die Hand zuckt, sie beginnt sich zu wölben, ihre Finger-

kuppen betasten den Boden. Was für ein Augenblick! Sie lebt!

Mit pumpenden Bewegungen schiebt sie sich Zentimeter für Zentimeter nach vorn. Der Zeigefinger hebt sich, er berührt die Innensperre des Schlosses an der Wand. Langsam dreht der Finger ein metallenes Rädchen, bis es mit einem hellen, schmatzenden Klickediklack einrastet. Die Tür springt auf. Vorsichtig tippt der Finger an die Innenseite der Tür, er stößt sie an, sie schwingt lautlos auf, Licht fällt von draußen in die kleine Kammer. (S. 11)

Dieser Text ist ein Auszug aus einer Art Tagebuch aus dem Jahr 1987, gefunden in einer einsamen Hütte in Rumänien. Wenn der Inhalt kein Phantasieprodukt ist, dann ist es dem Experimentator gelungen, einer abgetrennten Hand mittels elektrischer Impulse ein neues, intelligent gesteuertes Leben einzuhauchen.

Doch kehren wir zurück zu dem berühmten oberbayerischen Kurort mit dem Doppelnamen. Hier leben der schwedische Professor Doktor Bertil Carlsson und seine

Frau Grit; den Einheimischen sind sie allerdings bekannt als der Suderer Bartl und seine Frau Gretl, was dem Hausnamen entspricht; dem Bartl ist es nämlich gelungen, sich durch Aneignung des örtlichen Dialekts perfekt einzubairischen.

Eben können wir den Bartl, der die Gestalt einer nordischen Eiche hat und trotz seines Alters noch sehr rüstig ist, beobachten, wie er die von ihm gefällten Hausbirken in einen dieselbetriebenen Industriehäcksler stopft.

Bei dem großen, krummen Prügel, den Carlsson jetzt in der Hand hielt, war es besser, ihn von oben in den Häcksler zu stecken. Carlsson bestieg einen umgedrehten Gartenkübel und kletterte auf die Maschine. Er hatte die Abdeckplatte, die das Innere des Geräts schützte, schon vor langer Zeit abgeschraubt. Es war einfach praktischer so. Er stand nun breitbeinig auf dem Paradehäcksler der Firma *Hasselnöt & Efterfragäd* und zog den Ast nach oben. Fast wäre er dabei abgerutscht mit seinen batzigen Stiefeln. Er konnte sich gerade noch



fangen. Er war eben auch nicht mehr der Jüngste. Er wischte sich den Schweiß ab. Unter ihm summte, pfiiff und schnatterte das Räderwerk der Maschine. Wieder kam er leicht aus dem Gleichgewicht. Er riss den Birkenast noch ein wenig nach oben. Das Trumm war schwerer als gedacht. Sollte er nochmals nach unten klettern und ihn zerhacken? Nein, es musste auch so funktionieren. Carlsson zerrte an dem störrischen Ast. Als er kurz hochblickte, schrak er zusammen. (S. 43)

So ganz ungefährlich ist es nicht, auf einen Häcksler, dessen Sicherheitsabdeckung man entfernt hatte, zu steigen, wie auch Jennerwein Hubertus, der örtliche Polizeikommissar, feststellt, nachdem der Bartl schon einige Zeit abgängig ist.

Jennerwein, Ostler und Becker näherten sich dem Häcksler vorsichtig. Die Erde rund um die Maschine war feucht und zertreten.

„Die Schutzplatte, die die Häckslerwalzen verdeckt, wurde abgeschraubt. Schon vor längerer Zeit“, sagte Becker.

„Warum das denn?“

„Vielleicht hat er auf diese Weise größere Äste hineinbekommen. Er ist auf jeden Fall auf der Maschine gestanden, das kann ich jetzt schon sagen. Anders ist es nicht möglich, vollständig hineinzufallen. Dann aber gibt es zwei Szenarien. Ich fange mal mit dem weniger beunruhigenden an. Er rutscht aus und stürzt kopfüber in das Schneidewerk. Er ist sofort tot, sein Körper wird langsam in die Maschine gezogen.“

Das Schweigen zog sich hin. Schließlich sagte Ostler leise:

„Die zweite Möglichkeit ist die, dass Carlsson auf der Maschine ausrutscht und mit einem Bein in das Schredderwerk gerät. Er kann sich nicht mehr befreien, wird langsam nach unten gezogen und sozusagen bei lebendigem Leib gehäckselt.“ (S. 62)

Im Auffangbehälter des Häckslers findet man eine verdächtige Masse, eine Art

Fleischbrei, der in Jennerwein den Verdacht erweckt, es könnte sich um die Überreste des Bartls handeln.

Jennerwein ging um die Maschine herum. Unter dem Häcksler befanden sich zwei mannsgroße Zinkwannen, in denen das Häckselgut aufgefangen wurde. Sie standen auf Rollen, eine war schon herausgezogen worden. Sie war mit einer durchsichtigen, zellophanartigen Plane bedeckt. Jennerwein, der schon viel gesehen hatte in seinen Dienstjahren, schloss kurz die Augen und atmete tief durch. Von Bertil Carlsons Körper war nur noch ein von Knochensplintern durchsetzter Brei übrig geblieben.

Jennerwein brauchte einen Moment, um Schock und Ekel zu überwinden. Dann beugte er sich über die Wanne und betrachtete die glibbrige Masse näher. Es war, Gott sei Dank, kein Detail mehr zu erkennen, nichts deutete mehr auf einen menschlichen Leib hin, alles Fleisch und Blut war zusammengemischt zu einem gallertartigen, dickli-

chen Mus, aus dem nur in unregelmäßigen Abständen kleine und kleinste Knochensplitter ragten. Er richtete sich auf. (S. 63)

Vorerst gehen Jennerwein und seine Kollegen, Polizeihauptmann Ostler Johann und Psychologin Schmalfuß Maria, von einem Unfall aus. Als jedoch von der Gerichtsmedizin mit Hilfe eines Computerprogramms, das zur Wiederherstellung von geschreddertem Papier entwickelt wurde, das Knochengüst des Bartls wiederhergestellt wird, stellt man fest, dass die linke Hand fehlt. Die Schlussfolgerung lautet, dass diese schon vor der Häckselung kunstvoll abgetrennt wurde und es sich bei des Bartels Tod daher nicht um einen Unfall, sondern um einen glasklaren Mord handelt. Da Professor Doktor Bertil Carlsson in seinem früheren Leben Mitglied der Kommission für den Nobelpreis in Medizin war, vermutet die Polizei vorerst den Täter in den Kreisen der abgelehnten Bewerber.

*Der Tod greift nicht daneben* zeichnet sich wie alle Alpenkrimis von Jörg Maurer vor allem dadurch aus, dass sich der Autor ge-

wissenschaft um die Bildung des Lesers bemüht: In zahllosen Einschüben klärt Maurer über Wissenschaft und Medizin, Geographie und Gebräuche, Kochkunst und Beerigungsriten und Vieles mehr auf. Hier folgt ein schönes Beispiel über das schwedische Traditionsgericht Vitakorva.

„Vitakorva“, antwortete Grit. „Sozusagen die schwedische Weißwurstsuppe. Man gibt zwanzig feinste Weißwürste in einen Topf mit brodelndem Wasser und kocht sie etwa zwei Stunden aus. In den letzten zwanzig Minuten gibt man noch ein Gläschen süßen Senf und zwei bis drei Laugenbrezen in die Masse.“  
(S. 180)

Man kann sich durchaus vorstellen, wie die Entstehungsgeschichte der Vitakorva vor sich ging: Ein zerstreutes Individuum stellt Weißwürste zum Kochen auf den Ofen und erinnert sich erst nach zwei Stunden, dass sie immer noch dort stehen. Inzwischen sind die Weißwürste zerplatzt; das Brät ist ausgetreten und hat sich langsam mit dem Wasser zu einer weißlichen Suppe ver-

kocht. Schade ist es schon um die schöne Metzgerware, mag sich der Amateurkoch denken, und anstatt das Produkt seiner Vergesslichkeit wegzuschütten, gibt er noch Senft und Laugenbrezen dazu und löf-felt das Ganze aus. Trotzdem muss man anmerken, dass für die Behauptung, es handle sich dabei um ein schwedisches Nationalgericht, jeder Nachweis fehlt. Aber vielleicht ist die Gretl ja auch nur eine no-torische Lügnerin, wer weiß? Jörg Maurer dagegen schwindelt nie: Auf seine aufkläre-rischen Ausführungen ist stets Verlass.

*Der Tod greift nicht daneben* ist gerade wegen seiner humoristischen Abschwei-fungen eine äußerst amüsante Lektüre. Al-lerdings hat man den Eindruck, dass es der Autor ein wenig übertreibt, so dass die ei-gentliche kriminelle Handlung zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird. Vielleicht hätte Jörg Maurer seine zugegebenermaßen raffinierten Einfälle auf zwei schmälere Bände mit unterschiedlichen Grundhand-lungen verteilen sollen.



thriller  
**ro**  
**ro**  
**ro**

Irene Rodrian

# **Küßchen für den Totengräber**



Neuaufgabe des lange vergriffenen Erfolgs-thrillers



## **\*Rodrian, Irene: Küßchen für den Totengräber**

**Irene Rodrian [1937–]**

*Küßchen für den Totengräber* (1974)

rororo 42 630 (TB 124 S./DM 5,80)

Reinbek bei Hambrug 1983, 24.–37.

Tausend

**Genre: Krimi**

Sie schlief völlig reglos. Schien nicht einmal zu atmen.

Auf der anderen Seite ein verstellbarer Krankentisch. Und darauf die beiden dicken Kopfkissen. Weiß. Schwer. Er ging um das Bett herum, packte ein Kissen, zögerte...

Nein.

Doch.

Ich kann nicht.

So leicht geht es nie wieder. (S. 9)

Margot Grimm hat gerade unter großen Schmerzen einen Sohn namens Boris zur Welt gebracht, als sich ein gewisser Ernst Lorenz in ihr Krankenzimmer schleicht und erwägt, ob er sie nicht der Einfachheit hal-

ber mit einem Kissen ersticken solle. Doch noch bevor er sich zur Tat durchgerungen hat, wird er von einer Krankenschwester an deren Durchführung gehindert, so dass er gezwungen ist, sich wieder in dem Schrank zu verstecken, in dem er sich schon zuvor verborgen hat.

Ernst Lorenz ist der Vater des Kindes; außerdem ist er mehr oder weniger glücklich verheiratet mit Gisela. Dass seine Frau unfruchtbar ist, ist von besonderer Tragik, denn das Erbe eines riesigen Vermögens hängt davon ab, ob er innerhalb von fünf Jahren, die überdies bald ablaufen, einen Sohn zeugt, andernfalls der Nachlass an einen Cousin fällt. Leider ist Margot nicht mehr sonderlich gut auf Lorenz zu sprechen und will partout seine Vaterschaft anfechten – da bleibt einem aufrechten Menschen doch keine andere Wahl mehr als zu morden.

Als Lorenz unverrichteter Dinge heimkehrt, wird er von seiner besorgten Frau empfangen.

„Ist was... passiert?“

„Nein.“ Er trank den Korn. Eisig, klar, betäubend. „Wieso, was soll passiert sein? Alles okay.“

„Ja, wirklich?“ Die Falte glättete sich etwas.

„Sicher. Ein Junge.“

Die Falte verschwand ganz. „Na, siehst du!“

Blaue Augen, helles Haar. Üppige Blondine. Jung, gesund, lieb und anschmiegsam. Er haßte diese idiotische, völlig unverdiente und unangebrachte Zufriedenheit in ihrem Gesicht. Schwieg. Die Falte kehrte zurück.

„Ist doch was?“

„Nichts.“ Das Bier schäumte.

„Ich seh's dir doch an! Du... Du machst dir Sorgen, ja?“

„Blödsinn.“ Auch noch Mitgefühl!  
„Wieso denn?“

„Daß... Daß dieses...“ Sie holte die Kornflasche, um ihn nicht ansehen zu müssen: „... dieses Mädchen, daß sie... nicht mitmacht.“

„Was?“ Seine Stimme klang scharf.  
„Was nicht mitmacht?“ Der Korn war neben das Glas geschwappt. Sie nahm

ein Papiertaschentuch, wischte emsig herum. Sah nicht auf. „Ich mein ja nur... Weil du gesagt hast, daß sie... daß sie es anfechten will...“

„Nein“, sagte er langsam, „das wird sie nicht tun.“ (S. 14)

Lorenz ist überzeugt, dass Margot die Vaterschaft nicht anfechten wird, denn noch ist nicht aller Tage Abend.

Margot weiß, dass Lorenz ihr nach dem Leben trachtet, und flieht aus dem Krankenhaus zusammen mit ihrem Baby. Doch Lorenz hat vorsorglich ihre Wohnung gekündigt, so dass sie auf der Straße steht; auch ihre bigotten Eltern wollen eine ledige Mutter nicht bei sich aufnehmen. Glücklicherweise trifft sie den Studenten Kofi Ocran, der sie sympathisch findet und ihr einen Platz in ihrer Wohngemeinschaft anbietet, wo gerade ein Zimmer frei geworden ist. Lorenz allerdings zeigt eine für ihn ungewöhnliche Hartnäckigkeit und findet bald heraus, wo Margot wohnt: Er muss sie ermorden und das Kind an sich nehmen, koste es, was es wolle.

Irene Rodrian erzählt Margot Grimms Geschichte in *Küßchen für den Totengräber* auf hochdramatische, eindringliche Weise: Die verängstigte junge Frau ist stets auf der Flucht vor ihrem grausamen Verfolger und entkommt ihm jeweils nur mit knapper Not. Diese rasant geschriebene Geschichte ist sehr unterhaltsam und mitreißend zu lesen.



jörg Weigand (Hrsg.)

# Die Welten des Kai Riedemann



Die Welten der SF

p.machinery

**Jörg Weigand, Hrsg.**

***Die Welten der SF 3: Die Welten des Kai Riedemann***

**p.machinery (PB 502 S./€ 25,90)**

**Winnert 2024**

**Genre: Phantastik**

Plötzlich setzt mein Herzschlag für Sekunden aus, mir wird kalt, eiskalt. Denn neben einem mit rätselhaften Kontrollleuchten übersäten Pult liegt eine regungslose Gestalt.

Es ist ein Mann, groß, schlank, kahlköpfig. Er liegt auf dem Rücken, die Arme und Beine in unnatürlicher Verkrampfung ausgestreckt, die Augen weit geöffnet und gegen die weiße Decke gerichtet. Er kann höchstens zwanzig Jahre alt sein, und in seiner Brust steckt ein antiker spanischer Dolch. Ein Dolch, der mir nur allzu bekannt vorkommt. Dagmar hat ihn mir erst vor wenigen Tagen gezeigt. In der Waffensammlung ihres Vaters. (S. 11, „Zwei Schritte ins Chaos“)

Der namenlose Icherzähler will seine Freundin Dagmar besuchen, die mit ihrem Vater, dem Professor Wegener, in einem alten Herrenhaus lebt. Weil sich niemand rührt, geht der Erzähler ins Haus, wo er zu seiner Überraschung ein hochmodernes Labor vorfindet. Er öffnet eine weitere Tür; sieht dahinter nur Finsternis; tritt hindurch; findet sich im Labor wieder, das diesmal aber von einer dicken Staubschicht bedeckt ist; vor dem Haus ist ein dichter Urwald, über dem ein seltsames Gerät hinwegfliegt. Und im Garten steht ein Kreuz.

Halb beruhigt, halb immer noch voller stiller Befürchtungen bücke ich mich neben dem Holzkreuz auf die noch feuchte Erde und versuche, die ungelenk eingekratzte Inschrift zu entziffern. Es ist mein Name. (S. 15)

Es gibt keinen Zweifel: Der Professor hat eine Zeitmaschine gebaut, und der Erzähler ist durch sie hindurchgetreten. Er findet in dieser seltsamen Zukunft Dagmar wieder, die ihm berichtet, dass die Erde seiner Zeit atomar verseucht wurde, weshalb jetzt



Mutanten die Herrschaft angetreten hätten. Beide wollen mit der Zeitmaschine zurück in die Gegenwart, aber nachdem der Erzähler als erster hindurchgetreten ist, fällt der Strom aus, so dass Dagmar in der Zukunft zurückbleibt. Die Mutanten jedoch gelangen in die Gegenwart, sprengen aus Wut über die Menschen alle Atomkraftwerke und töten den Erzähler.

„Zwei Schritte ins Chaos“ ist die erste professionell veröffentlichte Erzählung von Kai Riedemann, Jahrgang 1957, aus dem Jahr 1977, erschienen im *Heyne-Science-Fiction-Story-Reader 7*. Der Plot ist naiv zu nennen, aber Riedemann gelingt es, eine sehr stimmungsvolle, unheimliche Atmosphäre zu schaffen.

Er nickt langsam und blickt mich eigenartig gleichgültig an. „Jahrzehntelang habe ich es ausgehalten, musste zusehen, wie einer meiner besten Freunde nach dem anderen verschwand. Viele wurden wie sie, andere später abgeholt bei Nacht und Nebel, und andere auf offener Straße erschossen. Seit zwei Jahren bin ich nun allein.“

Der letzte Mensch hier in einer Welt von ... von Maschinen! Aber eines Tages wird es zu viel. Dann steht man vor dem Ende. Und dieser Tag ist gekommen.“

Er scheint nicht bemerkt zu haben, dass ich meine Pistole aus der Aktentasche gezogen habe. Ich drücke ab. Die Züge des Fremden verzerren sich, und er sackt in sich zusammen.

Erleichtert atme ich auf. Wieder einer weniger. Mein rechter Arm schmerzt etwas, als ich die Waffe wieder in meine Aktentasche neben das Frühstücksbrot lege. Vielleicht sollte ich den Mechaniker aufsuchen. Wahrscheinlich brauche ich aber nur etwas Schmieröl für die Gelenke. Bei der Gelegenheit könnte er mir eigentlich auch gleich die neuen Chips einbauen lassen, von denen Helga immer schwärmt. Aber das hat erst mal Zeit. Der alte wird wohl noch ein paar Monate halten. (S. 472, „Die neuen Menschen“)

Diese sehr schön pointierte Erzählung hat Kai Riedemann 1972 im Alter von fünfzehn

Jahren verfasst; sie erschien als Leserstory in *Raumschiff Promet 39*.

„Arbeitest du hier?“ Eine leise Stimme hinter mir. Ich drehe mich um. Dort steht jetzt eine Frau. Mit langen rotbraunen Locken, die ihr Gesicht noch blasser wirken lassen. Sie trägt trotz der Sommerhitze ein bodenlanges schwarzes Kleid. Warum habe ich sie nicht kommen hören?

„Eigentlich nicht“, antworte ich. „Ich kümmere mich nur ab und zu um Gräber, die verwildert sind. Vielleicht sind ja keine Angehörigen mehr da.“

„Danke“, sagt sie, während sich ihre Augen langsam auflösen. „Jetzt kann man endlich wieder meinen Namen lesen.“ (S. 449, „Unvergessen“)

Der Erzähler richtet unentgeltlich vernachlässigte Gräber auf dem Friedhof wieder her. Hier hat er sich gerade eines vorgenommen, auf dessen Grabstein offenbar in lügnerischer Absicht „Unvergessen“ eingemeißelt wurde. Als er den Grabstein von den Schlinggewächsen befreit hat, er-

scheint der Name der Verstorbenen, deren Geist sich artig für die Liebesmühe bedankt.

Der Herausgeber Jörg Weigand weist in seinem informativen Nachwort mit dem Titel „Kai Riedemann – Ausnahmetalent der Kurz- und Kürzestprosa“ ausdrücklich auf diese Erzählung hin, die ihm offenbar besonders am Herzen liegt. Der Text ist erstmals im Jahr 2020 in der Anthologie *Wir*, Band 50 der Reihe *Phantastische Miniaturen*, herausgegeben von Thomas Le Blanc, erschienen.

Im Nachwort geht Jörg Weigand auf den Werdegang von Kai Riedemann ein: Dieser studierte Germanistik und Allgemeine Sprachwissenschaft und promovierte mit einer Arbeit über die Comic-Serie *Peanuts* von Charles M. Schulz. Beruflich war er als Journalist tätig; Jörg Weigand schreibt dazu Folgendes.

Kai Riedemann arbeitete über lange Jahre als Journalist, wie dies der Verfasser dieser Zeilen, wenn auch schwerpunktmäßig in einem anderen Medium, über Jahrzehnte ebenfalls getan hat. Kein Wunder, dass sein Stil wie auch die

Aufbereitung der zu bearbeitenden Themen davon merkbar geprägt sind. An den Beispielen Ernest Hemingway oder Theodor Fontane wird klar, dass dies kein Nachteil sein muss. Siehe hier Kai Riedemann. (S. 486)

Mit Ernest Hemingway und Theodor Fontane in eine Reihe gestellt zu werden, bedeutet eine ganz besondere Anerkennung.

Die Anzahl der in *Die Welten des Kai Riedemann* aufgenommenen Erzählungen ist so groß, dass man sie nicht auflisten kann; offenbar handelt es sich um das bisherige Lebenswerk des Autors.

Das Titelbild stammt ebenfalls von Kai Riedemann, der es mit Hilfe von Natürlicher und Künstlicher Intelligenz verfertigt hat. Man mag seine Zweifel haben, ob die KI wirklich so zuverlässig ist, wie ihre Schöpfer behaupten, aber für die Erstellung von ansprechenden Science-Fiction-Illustrationen ist sie wunderbar geeignet.



# WIR BEIDE

## Erzählung

---

Michael Wiedorn

Wir betreten das Haus. Draußen regnet es. Beim Eintritt schlägt uns die Trauer eines verlorenen Lebens entgegen. Das Haus ist am Tage seines Verschwindens endgültig in seiner Leblosigkeit erstarrt. In den Räumen stinkt es modrig und verfault. Altes Fleisch. Ich schalte das Licht an. Es flackert kurz auf und zeigt blitzartig zerborstene Holzstücke von Möbeln, abgestandenes Essen auf dem Tisch. Im kurzen Aufflackern scheint mir, als säße der Verschollene aufrecht an einem Tisch und beobachtete uns schweigend. Das elektrische Licht erlischt schlag-

artig wieder und das Dunkel verschluckt wieder alles. Diese grausame Neugier hat das besser ins Dunkel verborgen Gebliebene in seiner Widerlichkeit bloßgestellt. Ein steinzerschmetternder Donner schlägt uns in Herz und Magen. Ohne Licht tasten wir uns vorwärts auf den verfaulten Holzbohlen. Die Regentropfen trommeln kraftvoll gegen die Fensterscheiben, als wären sie zornig darüber draußen in die Abenddämmerung ausgesperrt zu sein. Das Land versinkt in die hereinbrechende Nacht. Wir stehen jetzt im Treppenhaus. Im wachsenden Schwarz erkennen wir mit Mühe eine Wendeltreppe aus Holz nach oben. Mein Begleiter starrt mich einen Augenblick an. Ich verstehe nicht, was in ihm vorgeht. Er dreht sich dann weg und wir tasten uns gemeinsam ganz vorsichtig die Treppe hoch. Ich lasse meinen Partner vor mir die Stiege hochgehen. Das Schwarz seines Rückens kann ich kaum vom Schwarz der Umgebung unterscheiden. Fast haben wir das Obergeschoss erreicht. Wir atmen schwer. Etwas Ungreifbares flattert auf und bringt mich aus dem Gleichgewicht. Hackt mir tatsächlich der spitze Schnabel eines

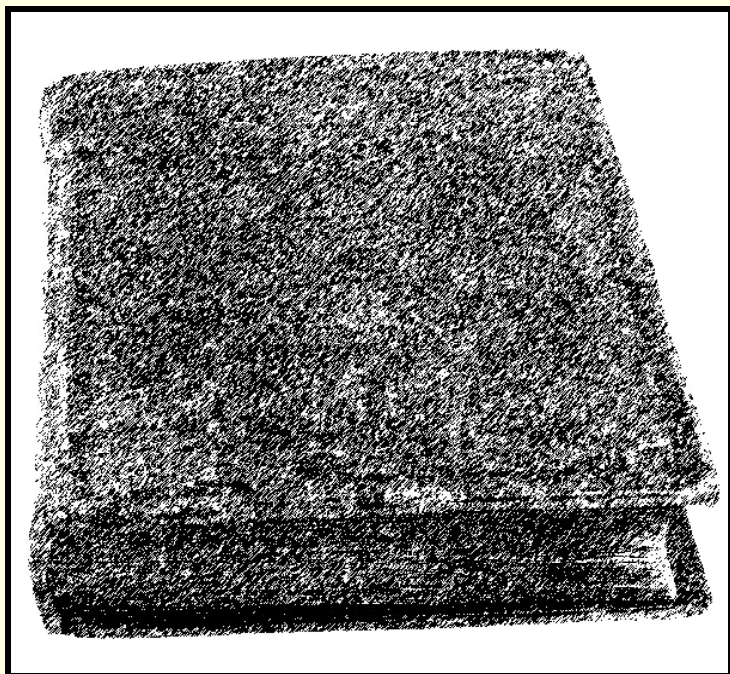


Vogels die Augen aus? Bluten meine Augen? Die dunkle Silhouette meines Partners hat sich vor mir aufgebaut und reißt mich zu Boden. In seiner Hand glänzt etwas. Ein Stoß klafft mich auf. Wellen und Wogen stürzen in die Weite. Der Vogel sitzt mir auf den Därmen und ich stürze in die tiefe Schwärze des Hauses.

Der Verschwundene sitzt bleich und allein am Esstisch. Er stützt nachdenklich die Stirn auf den Ellbogen. Er ist in sich versunken. Die Eintönigkeit der Tage und Jahre, die er verlassen und tatenlos in diesem Haus verbracht hat, verzehrt ihn. Draußen rauscht der Regen. Ich sitze hier am Küchentisch und lausche nur auf den Regen und an trockenen Tagen schläfert mich die Stille ein. Manchmal höre ich überhaupt keinen Laut. Vielleicht bin ich stocktaub. Blind in der Lichtlosigkeit der Gefangenschaft. Ich bleibe am Tisch sitzen und stehe nie auf. Das vor Ewigkeiten aufgetragene Essen ist aufgeweicht und löst sich grau und blau auf. Unter der Erde ist es still wie hier. Mein Körper ist übersät von roten Ausschlägen, die sich als Wunden öffnen. Die schwarzen Flügel eines Vogels

flattern und ein spitzer Schnabel durchdringt das Dunkel. Mein Partner säubert mit einem Taschentuch sein Messer. Mein Wärter. Ich werde nie nach oben kommen.





# EIN SONDERBARES BUCH

## Erzählung

---

**Christian Knieps**

An einem düsteren Morgen, der seine grauen Schleierschatten vor dem Sonnenaufgang vorauswarf, der auch noch auf sich warten lassen würde, ereilte mich eine E-Mail mit einem merkwürdigen Inhalt, in der ich direkt und ohne Umschweife dazu aufgefordert wurde, ein Buch mit dem eigenartigen Titel „Die allgemeine und die spezielle Ausdrucksweise in der Sprache der Toten“ von Elsåg Høglå, einem Doktoranden an einer mir bisher unbekanntem Privatuniversität, zu erwerben, ein Buch, das in einem mir ebenfalls unbekanntem Verlag

Fleur de la terre erschienen sei. Sogleich war ich ohne sonderlichen Grund wie elektrisiert, und erst nach einer Weile erschien mir die Vorstellung einer wie auch immer gearteten Ausdrucksweise von Toten das wahrhaft Interessante an dieser Veröffentlichung, die ich auch sogleich zu suchen begann, in Internetverkaufsportalen wühlte, dann in Bibliotheken und schlussendlich ging ich in eine Buchhandlung meines Vertrauens, doch auch der dort stets sitzende und niemals ein Buch zu verkaufen scheinende Kauz von einem Buchladenbesitzer konnte mir nicht sagen, wo ich dieses Buch bekommen konnte. Auch der Verlag Fleur de la terre schien ihm nichts sagen zu wollen; er meinte allerdings, dass es sich viel eher um eine Bodenfrucht, wie zum Beispiel eine Kartoffel, anhören würde, als dass es sich um einen echten Verlag handle. Er fragte mich auch sogleich, ob ich mitunter in Betracht ziehen würde, dass mich jemand auf den Arm nehmen möchte, und mit diesem durchaus möglichen Gedanken ging ich nach Hause, setzte mich an meinem Computer und versuchte die Email erneut zu öffnen, doch als sie anklickte, ging

mit einem Mal mein Computer aus, ganz von alleine, während um mich herum die Uhren und die Lichter weiterhin funktionierten. Als ich den Computer erneut hochfuhr, in dem Schrecken, dass ihn dieser Stromausfall geschadet haben mochte, entdeckte ich jedoch keine Schäden, außer, dass die Email nicht mehr vorhanden war; es schien, als wäre sie niemals da gewesen. Dieses Nichtfinden jedoch steigerte nur mein Interesse an diesem Buch, und jetzt, da ich dem Absender dieser mysteriösen Nachricht nicht mal antworten konnte, war ich gezwungen, diesen Titel auf eine andere Art und Weise zu besorgen.

Tagelang trug ich mit mir die Vorstellungen, wie ich die Suche angehen könnte, doch mir wollte keine weitere Möglichkeit mehr einfallen, als mir eine Einladung zu einem Symposium an einer befreundeten Universität gerade recht kam, denn dort lehrte ein Professor Doktor, den ich ohne größere Angst vor einer Blamage meiner durchaus möglichen Lächerlichkeit ins Vertrauen ziehen konnte. Leider verzögerte sich meine Anreise, sodass ich erst kurz nach dem Beginn der ersten Rede vor Ort

eintraf und mir einige spöttische Blicke meiner Kollegen einfiel, die sich sicherlich schon über die wichtigsten Themen der Fachwelt insoweit geeinigt hatten, dass niemand in den nächsten Publikationen dem anderen ein Stück vom fachthematischen Kuchen wegnehmen würde. Ich setzte mich, so leise es mir möglich war, auf meinen reservierten Platz, schaute durch die Runde und bemerkte, dass sich die meisten mehr für mein Zuspätkommen als für den ersten Vortrag interessierten, was ich aber nach einem Blick auf das Programm auch verstehen konnte, denn wen interessierte sich schon für die nekrophilen Gewohnheiten eines allseits bekannten Autors zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, über den schon so viel behauptet wurde, dass wenn er auch nur zehn Prozent von diesen Behauptungen wahr wäre, er zweihundert Jahre alt geworden sein müsste, um das alles zu erledigen, was ihm im Nachhinein angedichtet worden war. Niemand hörte dem Redner zu, und doch gab es am Ende ein warmherziges Klatschen, denn obwohl man im Grunde im Wettbewerb mit den anderen Anwesenden stand,



so war der Druck weitaus geringer als in anderen Forschungsfeldern, sodass wir dem anderen genügend Raum einräumen konnten, und es nur sehr selten zu echten fachlichen und späterhin körperlich-psychischen Scharmützeln kam – dafür waren andere Fachbereiche mehr als berüchtigt.

In dieser monotonen Form verging der Tag, und normalerweise hätte mich im Vorfeld dieses Symposiums das Grauen ereilt, daran teilzunehmen, doch an diesem Tag dachte ich immer nur daran, dass ich nach dem Ende des Vortragsteils die Möglichkeit erhalten würde, mit meinem befreundeten Professor über die mysteriöse E-Mail zu sprechen. Doch es sollte ganz anders kommen, denn es war nicht mein Freund, sondern ein mir bisher nicht sehr geläufiger Doktor, sehr jung an Jahren und mit flachblondem Haar, der mich irritierenderweise auf das Buch ansprach, sodass ich im ersten Moment glaubte, dass er vielleicht sogar der Absender der E-Mail sein konnte. Aber wie sich alsbald schon herausstellen sollte, hatte er diese E-Mail ebenfalls erhalten, doch auch bei ihm geschah Merkwürdiges, als er versuchte, diese E-Mail an den Dru-

cker zu leiten, denn nicht nur sein Computer, sondern das gesamte Netz in seiner Universität brach zusammen, ganz so, als hätte jemand den Gesamtstecker für alle elektronischen Anlagen gezogen. Natürlich ahnte niemand, dass dieser Doktor mit dem Drucken der E-Mail der Auslöser war, und auch er selbst zweifelte noch daran, doch als ich ihm meine Geschichte erzählte, war sich mein Gegenüber umso sicherer, dass diese E-Mail mehr und mehr Zündstoff beinhaltete, als man sich allgemein von einer E-Mail zu denken vermochte. Warum er jedoch auf mich zukam und wusste, dass ich diese Nachricht auch erhalten hatte, war dem Umstand geschuldet, dass der Drucker den Druck der Nachricht noch begonnen hatte, und so konnte der junge Doktor im Header erkennen, dass ich neben ihm der zweite Empfänger der E-Mail gewesen war. Aber viel wichtiger – auch der Absender war erkennbar, und als ich ihm vorschlug, eine E-Mmail an diese Absenderadresse zu schicken, meinte er nur lakonisch, dass wir das sein lassen sollten, da er sich das natürlich auch gedacht und einen weiteren

Stromausfall auf dem Universitätsgelände ausgelöst hatte.

So verwirrt mich dieses kurze Gespräch zurückließ, das darüber hinaus noch von einem mir sehr unsympathischen Professor unterbrochen wurde, so wenig gelang es mir, für einige kurze Momente mit meinem befreundeten Professor zusammenzukommen, um ihm von der schriftlichen und merkwürdigen Aufforderung nach dem Erwerb dieses Buches zu berichten. Somit verließen wir alle nach dem Ende des Smalltalks den Saal, zogen uns in ein nahes Hotel zurück, und zusammen mit einigen anderen ging ich an die Bar hinunter, trank eindeutig zu viel, und als ich nach einem langen Abend endlich im Bett lag, fielen mir die Augen fast augenblicklich zu.

Wie oft geschieht es, dass man im Traum die Augen aufschlägt und weiß, dass man träumt? Gleich wohl nachdem ich eingeschlafen war, muss ich in der Traumwelt aufgewacht sein, denn ich lag nicht mehr in meinem angewärmten Hotelbett, sondern mit meinem Rücken auf einem knochenharten und leicht angefrorenen Waldboden, ohne dass mir die Kälte etwas auszuma-

chen schien. Ganz in Gegenteil – sie beruhigte mich sogar so sehr, dass ich liegen blieb, obgleich sich über mir die Wolken am Himmel im faden Mondscheinlicht bewegten, ganz, als wäre Geisterstunde. Und eben in dieser geistigen Verfassung geschah es, dass mich urplötzlich und ohne, dass ich etwas mitbekommen hätte, zwei knochige Hände packten, mich hochrissen und kaum, dass ich mich versah und mir der gewollte Schrei im Halse stecken blieb, sah ich in das schrecklich verzerrte Gesicht des Doktors, mit dem ich am Nachmittag auf dem Symposium gesprochen hatte. Wir verharrten in dieser Position und schwiegen uns gegenseitig an, als ein heftiger Wind aufkam, eine starke, warme Luft mit sich führende Böe, die seinen und meinen Kopf umspielte, und als der Mond das erste Mal hinter den Wolken hervortrat und ein direktes Licht auf uns beide warf, schien es mir, als würde ich in seine Seele blicken können – durch seine Augen hindurch, als wären sie aus Glas, und ich sah ein Grauen, das größer nicht sein und tiefer nicht in ihm stecken konnte, doch als der Mond wieder verschwand, verschwand auch mein Blick in

sein Innerstes. Dieser Moment der höchsten Überspanntheit hatte mich von dem Wind abgelenkt, der weiterhin steif blies, und als ich genauer hinhörte, vermeinte ich ein Geräusch, eine Art Stimme im pfeifenden Wind auszumachen, ein weiterer Schrecken, der mich schaudern ließ, doch je länger ich hinhörte, desto klarer wurde mir die Stimme, die nicht nur irgendwelche Schreie losließ, sondern tatsächliche Worte formulierte, und erst jetzt, nach all den Augenblicken, in denen ich dem Doktor gegenüberstand, entdeckte ich, dass nicht er, sondern er selbst, das heißt, sein Doppelgänger auf der Rückseite seines Kopfes nach mir schrie. In welcher sonderbaren Welt war ich gefangen, durchdrang mich als Frage, und ich schaute mich um, doch je mehr ich mich umsah, desto mehr reagierte der Doktor und zwang meinen Blick zu sich, forderte die Unterhaltung, und als ich mich dazu entschied ihn anzuschreien und mich von ihm loszureißen, ließ er mich erstaunlicherweise tatsächlich los. Ich warf meinen Körper herum und lief so schnell ich konnte, von diesem Platz fort, sah mich dabei ab und an um und erkannte, dass sich der

Doktor nicht von seinem Ort bewegte, sondern mich ziehen ließ. Ein wenig gewann ich die Ruhe in meinem Körper zurück, und so lief ich in dieser Tramwelt umher, ohne Ziel, Plan und Wissen von dem Ort, wo ich mich befand, und als ich verstand, dass ich, egal, wie weit und in welche Richtung ich laufen würde, am Ende immer wieder zum Doktor zurückgelangte, blieb ich stehen, verschnaufte, sah mich um und sackte ob der fehlenden Lösungsmöglichkeiten in mich zusammen. Auf den Knien sitzend blickte ich in den Himmel hinauf, suchte nach einer Erklärung, nach einem Ausweg, und kaum, dass ich glaubte, aus irgendeinem verborgenen Grunde meines Wesens den Mut ein wenig zurückgefunden zu haben, hörte ich ein Geräusch direkt hinter mir, schreckte auf und sah einen Mann in einem dunklen Mantel, den ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Dieser Mann kam auf mich zu, und ich vermochte es nicht, mich auch nur einen Millimeter zu bewegen; wie gebannt blickte ich auf ihn, denn in dem Augenblick, in dem er ins Licht trat und mich ansah, unter seinen Mantel griff und ein Buch hervorzog,

ahnte ich, nein, wusste ich, dass nicht nur der Doktor, sondern auch ich in dieser Nacht den letzten Atemzug aushauchen werde.





# RAUMDIMENSIONEN

## Erzählung

---

Nob Shepherd

Commander Jablonski war buchstäblich platt.

Der neue Hyper-String-Quantentransmitter konnte nur als ein voller Erfolg bezeichnet werden. Dem Team der *Endeavour* gelang der galaxisweit erste Sprung in ein anderes Universum.

Einzig die überraschende Tatsache, dass im ausgewählten Universum nur zwei Raumdimensionen existierten, trübte die Stimmung an Bord ein wenig.



# BOTSCHAFTER

## Erzählung

---

Nob Shepherd

Natürlich hätte ich mir denken können, dass ein galaktischer Botschaftsempfang frei von Ungeziefer sein sollte.

Andererseits hatte mich der Diplomatenstab der Terrestrischen Föderation über die Körpergröße der Spezies von Beteigeuze VII im Unklaren gelassen.

Mit der Schuhspitze manövrierte ich die zertretene Kakerlake in der winzigen Galauniform unauffällig unter das Servierwägelchen.



# SCHÖNHEIT UND VERDERBEN

## Erzählung

---

**Nob Shepherd**

Fasziniert betrachtete sie die Verästelungen des gewaltigen Blitzes, der sekundenlang den nachtblauen Himmel zerteilte und sämtliche Sternbilder überstrahlte. Aus dem gleißenden Weiß des Hauptstrahls, der an den Rändern einen Stich ins Gelblich-Orange aufwies, züngelten violette und an den Ausläufern sogar einige wenige grüne und blaue Adern und Äderchen. Noch nie hatte sie so etwas Schönes gesehen.

Den Donner hörte sie schon nicht mehr,  
als die Druckwelle des Asteroideneinschlags  
sie erfasste.





Plotinos (205–270)



**ZEIT UND WELT  
(PLOTIN)  
Einstein 112  
Artikel**

---

**Gerd Maximovič**

Verwendete Literatur:

– Gabirol, Salomon ibn: Die Lebensquelle. Junghans-Verlag, Cuxhaven 1989.

– Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Werke 9. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 609, Frankfurt am Main 1970. Zitiert als „Naturphilosophie“.

– Plotin: Plotins Schriften. Band IVa. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1967. Zitiert als „Plotin IVa“.

Woraus ist die Zeit entsprungen? Aus etwas Realem oder aus der Idee? Diese Frage führt wiederum zu einer anderen, nämlich zu der: Hat die Welt einen Anfang? Nach Hegel (1770 – 1831) ist die Vorstellung vom Anfang relativ:

„In der Vorstellung ist die Welt nur eine Sammlung von Endlichkeiten; wird sie aber als Allgemeines, als Totalität gefaßt, so fällt die Frage vom Anfang sogleich weg. Wo der Anfang zu machen, ist also unbestimmt; es ist ein Anfang zu machen, aber er ist nur ein relativer.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 26 f)

Demnach ist der Anfang der Welt nicht das Erste:

„Das Endliche hat ein Anderes vor sich; im Verfolg des endlichen Zusammenhangs muß man dies Vor aufsuchen, zum Beispiel in der Geschichte der Erde

oder Menschen. Da kommt man an kein Ende, ebenso als man mit jedem Endlichen zu einem Ende kommt; über die Vielheit des Endlichen hat die Zeit ihre Macht. Das Endliche hat einen Anfang, dieser Anfang ist aber nicht das Erste...“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 27)

Die Idee ist grundlegender wirklicher Anfang und Ende:

„Die Natur ist in der Zeit das Erste, aber das absolute Prius [Allererstes, Grundlegendes] ist die Idee; dieses absolute Prius ist das Letzte, der wahre Anfang, das Alpha ist das Omega.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 30)

Also, die Begriffe vom Anfang und von der Zeit hängen zusammen. Sie beziehen sich auf das vordergründige materielle Sein. Es steht indes etwas anderes – Gott – dahinter, wofür diese vordergründige, auch zeitliche Betrachtungsweise nicht gilt. Dieses Seiende, das wir mit Gott zu bezeichnen pflegen, ist unumgänglich ewig.

Nach Plotin hat das Weltall keinen Anfang:

„... Plato... deutet ... eindeutig darauf, das es [das Weltall] nicht mit der Zeit anhebt; so daß auch das Weltall keinen zeitlichen Anfang genommen hat, da die Ursache seines Seins ihm gestattet, früher zu sein.“ (Plotin IVa, S. 323)

Das Weltall oder Sein ist. Von Nichts kommt nichts. Von Gott aber alles. Ursache des Seins ist also Gott. Etwas, das ist, war – zeitlos – immer schon in Gott enthalten. Und wird stets in ihm, in Gott, verbleiben.

Nach Plotin gab es vor der Schaffung des Weltalls keine Welt, es gab also auch keine Zeit. Das Seiende ruhte in sich selber, in der Ewigkeit. Dann aber mußte die Seele sich mitteilen. So entstanden die Welt und die Zeit. Unabhängig davon, was man von einer solchen Schilderung halten mag (die Welt gab es noch nicht, Gott ruhte also unbeweglich in sich selber), der Vergleich von Zeit und Ewigkeit ist von Interesse:

„So gilt es denn, uns wieder in jenen Zustand zurückzuheben, den wir bei der Ewigkeit beschrieben, jenes unwandelbare, allgesamte und so unendliche Leben, das, ohne irgend zu wanken, in dem Einen und auf das Eine gerichtet stille steht. Zeit aber gab es noch nicht...“ (Plotin IVa, S. 337)

Also geruhsamen Stillstand gewärtigen wir demnach, keine Entwicklung in der Ewigkeit. Gott bewegte sich folglich nicht. Kann das sein? Wie ist es dann – nach Plotin – zur Zeit gekommen, welche sich ja stets mit der Bewegung von etwas Seiendem verbindet?

„... wohl aber die entstandene Zeit könnte man anrufen, wie sie in Erscheinung getreten und entstanden ist zu künden. Und sie würde von sich selbst sprechen, ungefähr folgendermaßen. Früher, bevor sie eben dies Früher erzeugt hatte und mit ihm verbunden des Späteren bedürftig geworden, ruhte sie im Seienden, sie war nicht Zeit, sondern in ihm pflegte auch sie der Ruhe. Die

Natur aber war fürwitzig, sie wollte auch selber herrschen und selbständig sein, sie war entschlossen, sich mehr zu verschaffen, als sie hatte: so geriet sie in Bewegung, und ich [die Zeit] geriet ebenfalls in Bewegung...“ (Plotin IVa, S. 337)

Es handelt sich hierbei also eindeutig um eine Fabel, wie nämlich die Natur gewissermaßen gegen Gott rebellierte (damit, mit Beginn der Bewegung, die Zeit erzeugend). Indes, man stelle sich das vor, Gott rebelliert gegen sich selber? Gott ist alles. Diese Vorstellung (Rebellion Gottes gegen sich selber) ist also Unsinn. Richtig ist aber gewiß die Hegel'sche Vorstellung von der widersprüchlichen Entwicklung und Entfaltung. Indem die Welt sich entwickelt, erkennt Gott sich selber. Auch unsere persönliche (menschliche) Entwicklung ist ein Teilaspekt der Entwicklung Gottes. Wir sind in „ihm“, und „er“ ist in uns.

Man muß also immer Zeit und Ewigkeit auseinander halten. Zeit gehört zur sich bewegenden, zur sich entwickelnden Natur. Die Ewigkeit steht über dem allem und ist

Teil Gottes oder in seinem Einzugsbereiche. Nähme man die Welt hinweg, nähme man die Zeit hinweg. Gott und die Ewigkeit nimmt niemand weg. Von solchen Vorstellungen sind sie unberührt.

Hinter allem, nach Plotin, steht die Seele. Selbige erzeugt das Weltall und damit die Bewegung und die Zeit:

„Deshalb heißt es auch, daß sie [die Zeit] zugleich mit diesem Weltall entstanden sei, da die Seele sie zugleich mit diesem Alle erzeugte.“ (Plotin IVa, S. 343)

Ist, nach Plotin, ein Ende der Zeit denkbar? Nach ihm (Plotin) ist die Zeit mit dem Weltall durch die Seele geschaffen. Folglich gilt: wenn das Weltall verschwindet, so verschwindet mit ihm die Zeit:

„... Plato ... wo er aber ihr [der Zeit] Wesen darlegen will, sagt er, sie sei zugleich mit dem Weltall entstanden...“ (Plotin IVa, S. 347)

Wenn ich folglich das Weltall wegnehme, dann nehme ich auch die zugehörige Zeit weg:

„... wenn sich also dies Leben, gesetzt es vermöchte dieses, in die Einheit zurückwenden würde, so würde gleichzeitig sowohl die in diesem Leben befindliche Zeit aufhören wie auch das Weltall...“ (Plotin IVa, S. 347)

Stellt sich hierzu bloß die Frage: warum ist Gott gleichsam in oder übers Universum aufgebrochen, offenbar zur Selbsterforschung, wie Hegel dies nennt, wenn er denn dann in den Ursprungszustand zurückkehren wollte? Wer, denn doch erwachsen geworden, möchte nochmals Säugling sein? Niemand. Im Gegenteil, nach allem Dafürhalten, man geht immer weiter. Die Zeit begleitet unsere Entwicklung. Also wird sie nicht hinweggenommen, sondern auch sie entwickelt sich im gegebenen Falle weiter.

Werfen wir in diesem Zusammenhang einen Blick auf den Dichter und Philosophen Gabirol (= Avicbron ca. 1020/22 –



1050/58). Wir gewärtigen einen Dialog zwischen Lehrer (M) und Schüler (D). Die Rede ist von einem Schöpfer ohne Zeit; es findet eine Bewegung in der Nicht-Zeit statt:

„M.: Der erste Schöpfer ist der Anfang aller Dinge.“ (Gabirol, S. 41)

Wenn „die Dinge“ anfangen, dann waren sie vorher noch nicht. Die Zeit aber wird bekanntlich in den Dingen (in ihrer Vergänglichkeit) gemessen:

„Aber der erste Schöpfer ist ein Schöpfer ohne Zeit. Also muß das erste durch ihn Gewirkte ein Leidendes sein ohne Zeit.“  
(Gabirol, S. 48)

Wenn es also noch „keine Dinge“ gab, dann gab es auch noch keine Zeit. Wir erfahren oft in der klassischen Literatur, so auch bei dem zitierten Autor, Gabirol, daß der Schöpfer vollkommen ist. Sofern er also vollkommen ist, muß er beispielsweise seinen Aufenthaltsort nicht verändern, weil er ja – auf Grund seiner Vollkommenheit –

sich zwangsläufig stets immer schon am richtigen oder perfekten Ort aufhält.

„Und der erste Schöpfer ist nicht bewegt.“ (Gabirol, S. 51)

Wie aber ist dann eine schöpferische Bewegung oder Veränderung möglich (welche man zwingend unterstellen muß, da die Dinge sich ja entwickeln, mithin verändern), wenn der Schöpfer denn doch unbeweglich auf seinem (optimalen) Platz oder Ort oder Seinszustand verharrt?

„Wenn der erste Schöpfer nicht bewegt ist, ist es nötig, daß das durch ihn Bewegte bewegt ist in der Nicht-Zeit.“ (Gabirol, S. 52)

Nicht wahr, wir vernehmen hier einen Trick, die eigene – teils mangelhafte – Denkgrundlage zu untermauern, aber eigentlich auszuhebeln. Erst wird (nicht nur vom zitierten Autor) unterstellt, daß Gott (weil vollkommen) unbewegt ist. Dann taucht die Frage auf: wie denn all die bewegten Dinge vorhanden sein können,

wenn Gott, ihr Schöpfer, sich denn nicht bewege. Um am Ende bei der fragwürdigen Vorstellung anzugelangen, daß Gott die Dinge „in der Nicht-Zeit“ bewege. Man könnte an dieser Stelle auch sagen: daß der unbewegte Gott sich in der Nicht-Welt bewege (was immer man sich darunter auch jemals vorstellen möge).

Wir sehen aber an dieser Stelle, um auf Einstein und seine Überlegungen zurückzukommen, einmal mehr, die Zeit ist an die bewegten Dinge gebunden. Selbige aber verdanken ihre Existenz oder Seinsweise Gott. Selbiger muß sich – bei aller Vollkommenheit – denn doch bewegen. Mithin sich verändern! Und sei es auch nur, um in der sich entfaltenden und sich entwickelnden Welt sich selbst zu erkennen (nach Hegel): was oder wer bin ich? Das fragt Gott sich selber, in Erkenntnis.

Die Antwort darauf lautet: ich bin das, was aus meinem (seinsmäßigen) Vermögen gemacht werden kann. Das Endergebnis hiervon erkennen wir aber erst am Ende aller Tage. In der dazwischenliegenden Entwicklung ist die höchste Seinsform (zu meiner, Gottes, Selbsterkenntnis) am nütz-

lichsten und von größtem Werte: das aber ist der Mensch hier auf Erden, er, der Mensch also, zeigt mir (Gott), was aus mir werden kann.

Leserin und Leser werden mir voller Unmut entgegen halten, dies wäre eine allzu optimistische oder zu krass auf die Menschheit bezogene Vermutung oder Unterstellung. Da würde auch ein Bezugnahme auf Hegel nichts nützen. Dem halte ich als Science-Fiction-Autor getrost entgegen: es gibt noch viele, viele andere Planeten draußen im Weltraum, und auf vielen, vielen von ihnen intelligente Lebensformen.

Absurd ist die Vorstellung also, Gottes Selbsterkenntnis würde sich nur auf die Erde und auf ihre Bewohner beschränken. Ganz im Gegenteil: wir, die Menschheit, müssen uns in der Entwicklung (von Kenntnis und Selbsterkenntnis Gottes) spalten, wollen wir als erster Fahnenträger im Zeichen Gottes (und seiner Selbsterkenntnis) voranmarschieren oder, wer weiß schon, als erste durchs Ziel gehen.

Es gibt aber noch einen anderen, triftigen Gedanken, welcher uns wesentlich und nachhaltig mit Gott verbindet. Denn Gott

ist nicht so abgehoben, abseits oder abwendig, wie so lange gerne vermutet wurde. Etwa, daß Gott bloß im Himmel anzutreffen, und mitnichten hier auf Erden wäre. Das ist ganz, ganz falsch!

Gott ist überall und in allem und in jeder und in jedem. Dies ist so, dann ist er (Gott, vielleicht besser als „es“ zu bezeichnen) auch in uns drinnen. Und in der Tat, so ist es: man vernehme (im übrigen ganz selten) Gottes (unterbewußte) Stimme in uns. Wir verstehen dann, daß Gott nicht weit entfernt ist, wie man vielleicht dachte oder uns weis macht. Sondern daß er hier ist sowie daß er unmittelbar auch in uns drin ist. Das bringt die fromme Eigenschaft mit sich, daß er auf unsere Wünsche, Hoffnungen und Gebete reagiere.

Nun, möchte man in Anbetracht dieser Umstände meinen, wie konnte da jemals jemand behaupten, daß Gott „unbeweglich“ wäre. Wo er doch – ausgerechnet! – wirklich auf uns hört, und die (natürlichen) Dinge beeinflusst oder in Bewegung setzt (wie unter bestimmten Umständen etwa das Wetter). Und bereit ist, uns zu dienen, ausgerechnet unsere tief empfundenen

Wünsche zu erfüllen. Man muß sich das einmal klar machen: Gott, das größte (zugleich das einfachste) aller Wesen, unser allbarmherziger treuer Diener!

Noch ein (aus dem Einstein-Bereich entspringender) Gedanke hierzu. Gott hätte, wird im Zitat behauptet, in der „Nicht-Zeit“ gewirkt. Die Zeit, zur Wiederholung, ist an die Materie und ihre Bewegung gebunden (wird demnach auch in dieser seinsmäßigen beweglichen Veränderung gemessen). Nicht-Zeit bedeutet: keine Materie, keine Bewegung. Gott aber gab es unvermeidlich auch in dem, was uns als „Nicht-Zeit“ angeboten oder aufgedrängt wird. So könnte man allgemein sagen, Sein ist überhaupt Bewegung, und schließt mithin die Zeit ein.

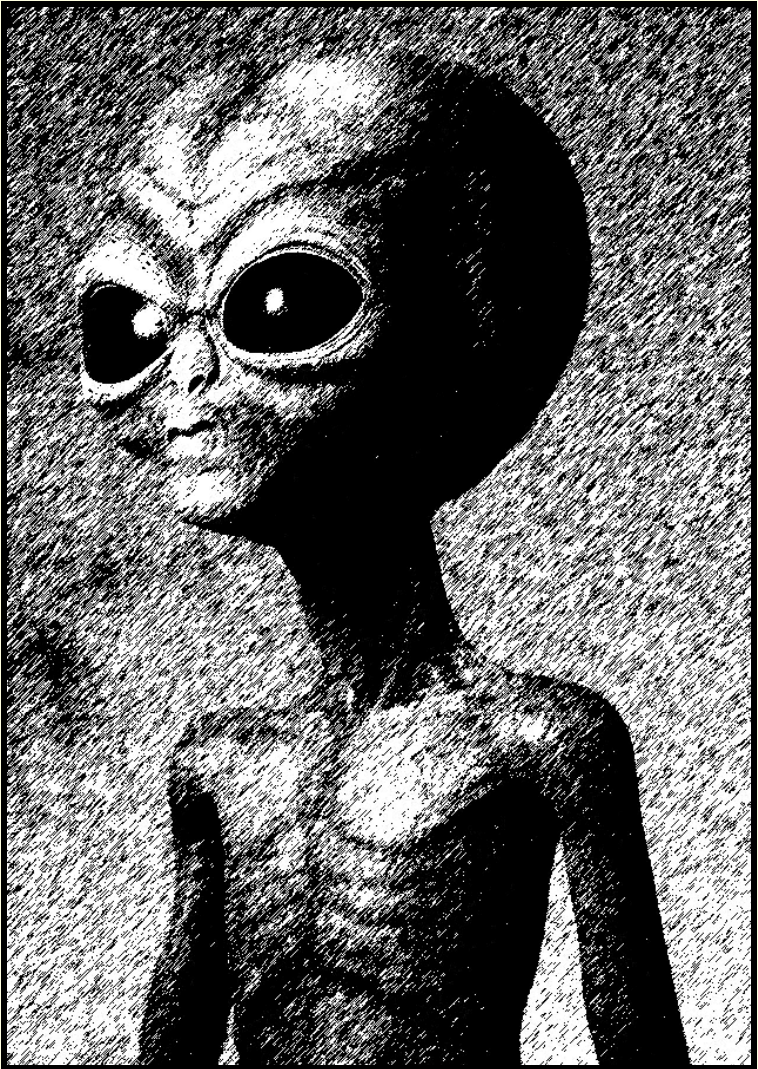
Welche Zeit gilt dann für Gott, dem wir berechtigtermaßen die Ewigkeit (also eine die gewöhnliche Zeit übergreifende Größe) zugestehen? Bewegt er sich locker in der Zeit, so, wie er sich zugestandermaßen ja frei im materiellen Raum bewegt oder bewegen kann? Man achte hier darauf, wenn „er“ sich nicht nur frei im Raum, sondern auch frei in der normalen Zeit bewegt, dann wird sie, die gewöhnliche, an das Ma-

terielle gebundene Zeit, keine Geheimnisse für ihn bergen. Wozu dann aber die ganze, insofern höchst überflüssige Entwicklung?

Und daß „er“ sich bewegte, zeigt ja die nachfolgende (uns einschließende) Entwicklung. Die Frage der demnach zu bezweifelnden „Nicht-Zeit“ wirft mithin gleichzeitig die Frage nach dem (Einsteinschen) Raum-Zeit-Kontinuum auf. Also die Frage nach einer engen, unlösbaren Verbindung von Zeit und Raum. Keine Zeit, kein Raum, könnte man für die „Nicht-Zeit“ behaupten.

Was aber wäre dann das gewesen, aus welchem Raum und Zeit entsprungen (insofern, als sie in ihrem wechselseitigen Zusammenhang begründet wurden)? Aus oder durch Gott, gewiß, den indes mit dem Nichts gleichzusetzen absurd und vermessen wäre. Hat es darum jemals ein Nicht-Sein (darunter die Nicht-Zeit enthaltend) gegeben? Nein, es hat nie ein Nicht-Sein (oder Nichts) gegeben. Sondern es hat immer ein fundamentales Sein gegeben, welches wir Gott zu nennen pflegen.

Gerd Maximovič





# AUßERIRDISCHES LEBEN – THEOLOGISCH BE- TRACHTET Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Aliens, Leben im Weltraum? Das sind gängige Themen in der SF. Man kann sie aber auch einmal von einer ungewöhnlichen und in der SF eher selten behandelten Seite betrachten. So von der religiösen Seite. Hat Gott diese Wesen, die uns in der SF und im Hollywood-Film gerne als „Ungeheuer“ vorgestellt werden, etwa auch noch mit ei-

ner Seele versehen? Und was ist damit, bitteschön? Sind diese Wesen, weil in unseren Augen möglicherweise „Ungeheuer“, verdammt, und werden sie demnach auf ewig in dem, was wir als Hölle bezeichnen, dahinvegetieren? Wie, mit Verlaub, sieht das eigentlich die auf Gott als den Weltgrund bezogene Kirche? Was sagen die Theologen dazu?

In der Zeitschrift „Sterne und Weltraum“ 12/1995 findet sich auf S. 883 folgender kleine Artikel von Horst Schoch mit dem Titel: „Außerirdisches Leben“. Was würden Theologen dazu sagen? „

Im Vorspann dazu, der sich auf einen anderen Artikel bezieht, heißt es:

„Darin betrachtet der Autor die Möglichkeit hochentwickelten außerirdischen Lebens und fragt: Wie würden wir darauf reagieren? Was würden unsere Theologen dazu sagen? Ein Theologe unter unseren Lesern greift diese Frage auf.“

„Ich vermute aus Ihrer Fragestellung, daß Sie annehmen, die Theologie würde

ihrer Grundlagen beraubt, oder zumindest in ernste Schwierigkeiten kommen, träte ein solches Ereignis ein. Was eine solche Erkenntnis, oder eventuell sogar Begegnung für die Menschheit bedeuten würde, ob es zu einer vollkommenen Neubesinnung auch in den geistigen Grundlagen oder Überzeugungen kommen würde, bleibt dahingestellt und hängt vermutlich ganz stark von der Art der Erkenntnis selbst ab. Insofern bleibt diese Frage sicherlich solange spekulativ, bis dieses Wissen sich konkretisiert haben sollte.

Die Theologie sieht nun nicht den Menschen als das Maß aller Dinge, schon gar nicht als Krone der Schöpfung oder – noch schlimmer – den Menschen als einziges Ziel göttlichen Schöpfungswillens an. Erstens wäre dies theologischerseits nicht sachgemäß – und zweitens unbarmherzig arrogant! Denn wohin eine solche anthropologische [also auf den Menschen bezogene] Einführung führt, hat nicht nur die Kirchengeschichte, sondern deutlich auch die materialistische Weltdeutung in ih-

ren verschiedenen Spielarten gezeigt. Zerstörung des ökologischen Gleichgewichtes, Ausbeutung der Ressourcen und Ungerechtigkeit wie auch Unfreiheit in jeder Hinsicht sind ja das Erbe, mit dem die Menschheit sich auseinandersetzen hat. Schöpfung, so wie ich sie theologisch interpretiere, hat mit sinnvoller Existenz alles Seienden zu tun. Gerade deshalb halte ich es für wichtig, daß die Theologie die Schatzkammer der Astronomie zur Kenntnis und wichtig nimmt. Sollte also durch die astronomische Forschung der Nachweis von außerirdischem (vielleicht sogar sehr weit entwickeltem, intelligentem) Leben gelingen, so wird dies hoffentlich den menschlichen Horizont erweitern. Den Rahmen einer Schöpfungstheologie würde dies meiner Ansicht nach nicht sprengen.

Sie sprechen, so vermute ich, auch die Frage nach der Bedeutung Jesu Christi an. Ist dessen Bedeutung kosmisch oder lokal? Wenn er die behauptete (oder geglaubte) Erlösergestalt ist, gilt dies nur für das kosmologisch so winzige

Staubkorn Erde, sinnvoll ja dann nur, wenn die Erde die einzige Heimat für Leben im All wäre? Gibt es ansonsten andere Erlösergestalten, von denen wir (noch) nichts wissen? ...

Lassen Sie mich bitte den bekannten deutsch-amerikanischen Theologen und Philosophen Paul Tillich zitieren, der treffend zu dem genannten Problem Stellung nimmt:

‘Das Problem der Christuserwartung schließt eine Frage ein, die von vielen Theologen sorgfältig vermieden wird, obwohl sie bewußt oder unbewußt in den meisten modernen Menschen lebendig ist. Sie lautet: Wie soll man das Symbol des Christus verstehen angesichts der ungeheuren Dimensionen des Universums, des heliozentrischen Systems der Planeten, des winzigen Teils des Universums, auf dem sich die menschliche Geschichte abspielt, und der Möglichkeit anderer Welten, in denen göttliche Selbstmanifestationen stattfinden und aufgenommen werden können? Solche Fragen werden besonders wichtig, wenn man in Betracht

zieht, daß die biblische und ihr verwandte Erwartungen das Kommen des Messias in einen kosmischen Rahmen stellen. Das Universum soll in einem neuen Äon wiedergeboren werden. Der Träger des Neuen Seins hat dann nicht nur die Funktion, die Individuen zu erlösen und ihre geschichtliche Existenz zu verwandeln, sondern auch das Universum zu erneuern. In dieser Sicht ist der einzelne und die Menschheit als Ganze von den Mächten des Universums abhängig, und daher ist eine Erlösung des Menschen ohne Erlösung der Natur undenkbar und umgekehrt.

Die grundlegende Antwort auf diese Fragen ist schon gegeben im Begriff des wesenhaften Menschseins, das unter den Bedingungen existentieller Entfremdung in einem personenhaften Leben erscheint. Das beschränkt die Bedeutung des Christus auf die historische Menschheit [...] In Christus ist die ewige Beziehung Gottes zum Menschen offenbar. Diese grundlegende Antwort besagt gleichzeitig, daß das Universum in anderen Bereichen und zu anderen Zei-

ten für weitere göttliche Manifestationen offen ist. Solche Möglichkeiten können nicht geleugnet werden, aber ihre Realität kann weder bewiesen noch widerlegt werden [...] Der Mensch kann nicht den Anspruch erheben, daß zur Überwindung der existentiellen Entfremdung das Unendliche sich dem Endlichen nur einmal schenkt und daß die Menschheit allein der Ort der Inkarnation ist.' (Paul Tillich, Systematische Theologie, Bd. II, Berlin-New York, 1987, S. 105 f)

Ich hoffe, hiermit wenigstens die Richtung angegeben zu haben, in der moderne protestantische Theologie Denkansätze zu der oben formulierten Frage sieht. [...] Horst Schoch.“

Wir erkennen also unumstößlich, Gott ist überall und alles. Ein Jesus Christus, wohl-gemerkt aber in Alien-Form, kann demnach – zur Erlösung – auch auf anderen Planeten erscheinen. Denn, wie wir erfahren, Gott offenbart sich überall und allen. Indes bitte ich zu bedenken: Löwen, Tiger, Hyänen und manche Art von Fischen und so etliche Tie-

re mehr, ja, wer hätte das geglaubt: der Mensch gar – sie wie er, sie wurden von Gott geschaffen – sie wie er, sie verschlingen (fressen) andere Wesen. Hat das letzte Hähnchen denn wohl geschmeckt? darf man fragen. Wir dürfen folglich unsere Blicke zu den Sternen richten und zu Recht auch dort Gott und möglicherweise eine unserem Jesus Christus gleichgestellte Inkarnation (Fleischwerdung, Menschwerdung) vermuten.

Wir sollten aber diesen Umstand – nämlich Fressen und Gefressenwerden – in all unserer Gottseligkeit neben den dort, im Weltraum, anzutreffenden schönen Eigenschaften auch bedenken. Denn siehe wohl, die Raubtiere und ihre Beute, beide hat Gott geschaffen. Und die Frage ist eines Tages vielleicht nur, in welche dieser beiden Kategorien wir gehören werden.